



# Wandlener

Amtliches Organ der NSDAP. sowie aller städtischen und staatlichen Behörden

Erscheint wöchentlich siebenmal morgens. — Monatlicher Bezugspreis frei Haus einschließlich Postgebühren 2,40 RM. Einzelnummer 15 Pfennig, in Polen 35 Groschen. Postbezug monatlich 2,— RM einschließlich 0,53 RM Postgebühren zuzüglich 0,42 RM Postbestellgeld. In Polen 4,50 Zloty. Bei Nichtlieferung durch höhere Gewalt besteht kein Anspruch auf Rückzahlung. — Schriftleitung und Verlag: G. W. Verlag NS-Schlesien GmbH, Zweigverlag Gleiwitz, Leuderschtr. 16. Fernsprechnummer 3491. Postfach-Konto: Breslau 439 27. — Anzeigenpreis: 1 mm Höhe einpolig 13 Pfg.; Familien-Anzeigen 9 Pfg.; Klein-Anzeigen bis 60 mm Höhe, Stellengedruckte und Stellenangebote 8 Pfg.; in Polen 12 Groschen. Anzeigen im Textteil 65 Pfg. Nachlässe lt. Anzeigenpreisliste 14. Für das Erhalten der Anzeigen gelten die allgemeinen Geschäftsbedingungen im Anzeigenwesen. Anzeigenschluß einen Tag vor Erscheinen, 17 Uhr. Erfüllungsort für Zahlungen: Gleiwitz. Fernsprechnummer 3491. Postfachkonto Breslau 439 27

L J P

## Einmarsch der Sowjetarmee in Ostpolen

### Die innere Unhaltbarkeit des polnischen Staates klar erwiesen

## Warschau schickt Parlamentär Begeisterung in Sowjetrußland

#### Endlich Verhandlungswünsche des Stadtkommandanten

#### Schutz der weißrussischen und ukrainischen Minderheiten

Berlin, 17. September.

Nachdem der Kommandant von Warschau es noch gestern abgelehnt hatte, einen in die Stadt gefandten deutschen Parlamentär zu empfangen, hat er heute durch Funkpruch an das Oberkommando des deutschen Heeres um Annahme eines polnischen Parlamentärs gebeten.

den Militärbefehlshaber in Warschau gerichtet:

1. Die Stadt ist in allen Teilen innerhalb zwölf Stunden den deutschen Truppen, welche Warschau umzingelt halten, zur kampflosen Besetzung zu übergeben.

2. Die polnischen Truppen in Warschau haben sich in der gleichen Zeit den deutschen Militärbefehlshabern zu ergeben.

3. Falls der Aufforderung Folge geleistet wird, ist dem nächsten deutschen Militärbefehlshaber die Uebergabe anzuzeigen.

Sollte der Aufforderung nicht Folge geleistet werden, so hat die Zivilbevölkerung zwölf Stunden Zeit, das Stadtgebiet auf den Straßen nach Siedlec und nach Garwolin zu verlassen.

Nach Ablauf dieser zwölf Stunden wird in diesem Falle das gesamte Stadtgebiet Warschau als Kampfgebiet mit allen sich daraus ergebenden Folgen behandelt.

Die zwölf-Stunden-Frist beginnt mit Abwurf dieses Flugblattes.

Moskau, 17. September

In der Nacht von Sonnabend auf Sonntag ist dem polnischen Botschafter in Moskau, Grzybowski, eine Note der Sowjet-Regierung überreicht worden, in der mitgeteilt wird, die Sowjet-Regierung sehe sich gezwungen, zur Wahrung ihrer eigenen Interessen und zum Schutz der weißrussischen und ukrainischen Minderheiten in Ostpolen ihren Truppen den Befehl zu erteilen, am Sonntag morgen um 6 Uhr Moskauer Zeit (4 Uhr MEZ) die sowjetisch-polnische Grenze zu überschreiten. Der Vormarsch der sowjetischen Armee wird auf der ganzen Linie der Grenze, von Polozk im Norden bis Kamenez-Podolsk im Süden, gleichzeitig erfolgen. Der Vormarsch der Sowjet-Armee in Ostpolen erfolgt unter gleichzeitiger voller Wahrung der Neutralität Sowjetrußlands im gegenwärtigen Konflikt. Da der polnische Staat zurzeit nicht mehr als existierend zu betrachten ist, kommen, nach Ansicht der Sowjet-Regierung, die mit ihm früher abgeschlossenen Verträge in Fortfall.

bedeutet, daß der polnische Staat und seine Regierung tatsächlich aufgehört haben, zu existieren. Dadurch haben die Verträge ihre Gültigkeit verloren, die zwischen der Sowjet-Union und Polen bestanden. Sich selbst überlassen und ohne Führung geblieben, hat sich Polen in ein bequemes Gebiet für jegliche Zufälle und Ueberraschungen verwandelt, die eine Bedrohung für die Sowjet-Union schaffen können. Infolgedessen kann die Sowjet-Regierung, die bisher neutral war, sich nicht weiter neutral zu diesen Tatsachen verhalten.

Die Sowjetregierung kann sich auch nicht gleichgültig dazu verhalten, daß die mit ihr blutsmäßig verwandten Ukrainer und Weißrussen, die auf dem Territorium Polens leben und der Willkür des Schicksals ausgeliefert sind, schutzlos bleiben.

Angeichts dieser Sachlage hat die Sowjet-Regierung das Oberkommando der Roten Armee angewiesen, den Truppen den Befehl zu erteilen, die Grenze zu überschreiten und das Leben und Eigentum der Bevölkerung der westlichen Ukraine und des westlichen Weißrußland unter ihren Schutz zu nehmen.

Gleichzeitig beabsichtigt die Sowjet-Regierung, alle Maßnahmen zu treffen, um das polnische Volk aus dem unglückseligen Krieg herauszuführen, in den es durch seine unvernünftigen Führer gestürzt wurde, und ihm die Möglichkeit zu geben, sein friedliches Leben wieder aufzunehmen.

Empfangen Sie, Herr Botschafter, die Versicherung usw.

In dem Begleitschreiben des Außenkommissars Molotow an die hiesigen Missionen wird darauf hingewiesen, daß die Sowjet-Union eine Politik der Neutralität in den Beziehungen zu den betreffenden Staaten durchzuführen werde.

### Sowjetrußland im Zeichen des Einmarsches

Moskau, 17. September.

Der Einmarsch russischer Truppen in Polen steht heute im Mittelpunkt des Geschehens in Sowjetrußland und hält die ganze Bevölkerung des Riesensandes in seinem Bann. Der gesamte russische Rundfunk sendet heute ein Reichsprogramm, das über alle Sender einheitlich verbreitet wird. Darin herrscht das Tagesereignis des Eingreifens in Polen eindeutig vor. Die historische Rede Molotows über den Beschluß der Sowjetregierung wurde von Platten über alle Sender wiederholt, die, unterbrochen durch Militärmärsche, Volkslieder und Vieder von der Roten Armee, das Programm der Bedeutung des Tages angepaßt haben.

Die Hinweise in der Molotow-Rede, daß es um den Schutz der weißrussischen und ukrainischen Brüder und um ihre Befreiung vom polnischen Joch geht, hat weit und breit Wellen der Begeisterung erregt. Unzählige sind die Zustimmungserklärungen und begeisterten Rundgebungen, die aus dem ganzen Lande vorliegen. Die Versammlungen, in denen die geschichtlichen Beschlüsse der Sowjetregierung besprochen werden, finden im ganzen Lande statt. In allen ländlichen und industriellen Betrieben wird der Regierung und der Armee einmütig die Zustimmung ausgesprochen.

In diesen Zustimmungserklärungen heißt es: Rußland konnte auf die Dauer nicht gleichgültig zusehen, wie die Brüdervölker der Weißrussen und Ukrainer unter einem Kriege leiden, der ihnen von einer unfähigen Regierung aufzugesungen wurde. Mit befonderer Aufmerksamkeit würden die Ereignisse in Weißrußland und der Ukraine verfolgt. Molotow habe die Wünsche des ganzen Volkes ausgesprochen, und von der Westgrenze bis zum Fernen Osten unterstützen alle Völker der Sowjetunion den Beschluß ihrer Regierung.

### Polnische Regierung nach Rumänien geflüchtet

Bukarest, 17. September.

Sonntag um 19.30 Uhr osteuropäischer Zeit sind der polnische Staatspräsident Moscicki und die gesamte polnische Regierung, soweit sie sich noch in Polen befanden, aus dem polnischen Grenzort Kutny, über die die Grenze bildende Brücke über den Fluß Czerechos auf rumänisches Gebiet übergetreten. Sie halten sich vorläufig in Wischnik, dem gegenüber von Kutny am rechten Ufer des Czerechos liegenden rumänischen Grenzort auf.

Von deutscher Seite wurde daraufhin dem Kommandanten von Warschau die Bereitwilligkeit, einen polnischen Parlamentär anzunehmen, übermittelt.

Heute abends um 18.00 Uhr wurde über den Deutschlandsender in deutscher Sprache, kurz darauf auch in polnischer Sprache, dem Warschauer Stadtkommandanten die deutsche Antwort auf die durch Parlamentäre gemachten Vorschläge übermittelt. Diese Antwort hat folgenden Wortlaut:

„Auf Ihre Bitte an das Oberkommando des deutschen Heeres wird erwidert: Der Parlamentär für die Räumung Warschaws durch die Bevölkerung sowie der Vertreter des diplomatischen Korps für die Räumung Warschaws durch das diplomatische Korps und die ausländischen Kolonien werden in je einem Kraftwagen am 17. September um 22 Uhr MEZ an der Straße Praga-Minsk-Mazowiecka in Höhe der deutschen Vorposten erwartet.“

Die Kraftwagen der Parlamentäre haben beleuchtete weiße Flaggen und volles Licht zu zeigen. Von polnischer Seite ist dafür zu sorgen, daß je 2000 Meter rechts und links der Straße volle Waffenruhe herrscht. Von deutscher Seite wird ebenfalls dafür georgt werden. Der Empfang dieser Mitteilung ist durch Warschau auf 71 90 kHz umgehend zu bestätigen. Das Oberkommando des deutschen Heeres.“

Das Oberkommando des Heeres hatte am Sonnabend, in Uebereinstimmung mit ihrem Wunsche, Frauen und Kinder zu schonen, um 15.10 Uhr durch mehrere Flugstaffeln der deutschen Luftwaffe Millionen Exemplare von Flugblätter über Warschau abwerfen lassen.

Das Flugblatt hatte folgenden Wortlaut:

„An die Bevölkerung von Warschau! Eure Regierung hat die Stadt zum Kriegsgebiet gemacht und des Charakters einer offenen Stadt entkleidet. Eure militärische Leitung hat nicht nur mit schwerer Artillerie in die Stadt hineinschießen lassen, sondern sie hat Euch aufgefordert, in jeder Straße Barrikaden zu errichten und den deutschen Truppen heftigen Widerstand zu leisten. Durch die Aufforderung, daß auch die Zivilbevölkerung mit den Waffen in der Hand den deutschen Truppen Widerstand zu leisten hat, und damit Frankfurterkrieg führt, hat Eure Regierung das Völkerverbrechen begangen.“

Da diesem Aufruf von der Warschauer Bevölkerung Folge geleistet wurde, wurde Warschau Kampfgebiet. Trotzdem wurden bisher gemäß dem Befehl des Führers nur Stadtteile von militärischer Bedeutung, die Bahnhöfe, Flugplätze, Kasernen und Durchmarschstraßen sowie Stadtteile mit militärischen Anlagen mit Bomben beworfen. Es wird nunmehr folgende Aufforderung an

### Britische Kreuzer bedrohen japanische Schiffe

Domei meldet schweren Zwischenfall

Tokio, 17. September.

Die Agentur Domei meldet, daß am 14. 9. morgens der japanische Dampfer „Karatsu Maru“, 5900 To. Wasserverdrängung, auf dem Rückweg von den Philippinen nach Japan etwa 400 Kilometer südlich Kinschin, also in japanischen Gewässern, von einem britischen Kreuzer verfolgt und bedroht wurde. Der Name des Kreuzers ist unbekannt, aber jedenfalls gehört er zur britischen Flottenbasis Hongkong. Domei meldet, daß sich diese Belästigungen japanischer Schiffe wie im Falle „Satone Maru“ und „Durban Maru“ anscheinend häufen.

### Festung Brest-Litowsk gefallen

12000 Gefangene und 80 Geschütze bei Siedlce — Sender Wilna und Baranowicze zerstört

Berlin, 17. September.

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Die Säuberung Ostgaliziens schritt am 16. September weiter fort. Lemberg ist von drei Seiten umstellt, polnischen Kräften zwischen Lemberg und Przemyśl der Rückzug nach Südosten verlegt. Nördlich der San-Mündung dringen unsere Truppen in Richtung Lublin weiter vor. Lublin wurde genommen. 100 unzerstörte Flugzeuge fielen dort in unsere Hand. Bei Lodowa, südlich Brest, haben sich die vordersten Aufklärungsgruppen der aus Ostpreußen und der aus Oberschlesien und der Slowakei angelegten Armeen die Hand gereicht.

Die Schlacht von Kutno nimmt ihren planmäßigen Verlauf. Von Westen her wurde Kutno genommen, die Bzura nach Norden überschritten. Warschau ist eng umschlossen.

Um die Bevölkerung der polnischen Hauptstadt vor schwerem Leid und Schrecken zu bewahren, hat die deutsche Wehrmacht den Versuch unternommen, durch einen Offizier den polnischen Militärbefehlshaber in Warschau zur Aufgabe seines zwecklosen Widerstandes in einer offenen Millionenstadt zu veranlassen. Der polnische Militärbefehlshaber in Warschau hat es abgelehnt, den deutschen Offizier zu empfangen.

Der Versuch abgesprengter polnischer Truppen, über Siedlce nach Südosten zu entkommen, endete mit der Gefangennahme von 12000 Mann; 80 Geschütze, sechs Panzerwagen und 11 Flugzeuge wurden außerdem erbeutet.

Bei weiter ungünstiger Wetterlage nahm die Luftwaffe ostwärts der Weichsel durch wiederholte Angriffe auf Truppenansammlungen und Marschkolonnen dem zurückflutenden Gegner die Möglichkeit, seine Verbände zu ordnen. Die Rundsender Wilna und Baranowicze wurden durch Luftangriffe zerstört.

Im Westen erlitt der Feind bei einigen Stoßtrupunternehmungen in der Gegend von Zweibrücken erhebliche Verluste.

Ein feindlicher Fesselballon wurde abgeschossen. Luftangriffe auf das Reichsgebiet fanden nicht statt.

Die Zitadelle von Brest-Litowsk wurde eingenommen. Damit ist die Festung Brest-Litowsk in deutscher Hand. Bei Einnahme der Zitadelle wurden 600 Gefangene gemacht.

### Haller in Bukarest interniert

Bukarest, 17. September.

Der nach Rumänien geflüchtete berühmte polnische General Haller wurde hier interniert.

## Deutsches U-Boot schießt zwei englische Flugzeuge ab

Berlin, 17. September.

Wie ein im Handelskrieg eingesehtes U-Boot meldet, hat es am 14. September während der gemäß Preisordnung vorgenommenen Unternehmung des englischen Dampfers „Tanager“ zwei angreifende Flugzeuge des englischen Flugzeugträgers „Ark Royal“ zum Abwurf gebracht und die Überlebenden (zwei Offiziere) der abgeschossenen Flugzeuge gerettet.

## Der Handelskrieg gegen England

Der Verlust von 30 britischen Dampfern mit rund 190 000 Tonnen bereits zugegeben

Berlin, 17. September.

Nach bisher hier vorliegenden Meldungen und Nachrichten des Auslandes sind bis einschließlich 15. 9. an britischen Schiffverlusten 30 Dampfer mit etwa 190 000 Bruttoregister-tonnen als versenkt zugegeben worden.

Dieses Ergebnis wurde erzielt unter strikter Einhaltung der internationalen Bestimmungen für die Führung des Handelskrieges.

## Feststellung in Ankara

„Freundschaft mit Moskau ist für uns die beste Garantie“

Ankara, 17. September.

Bezüglich der Erklärung der türkischen Regierung schreibt die türkische Zeitung „Tan“: Die Erklärung des Ministerpräsidenten, daß unsere Beziehungen zur Sowjetunion freundschaftliche sind und bleiben werden, hat in der Bevölkerung Beruhigung ausgelöst. In einer noch so gespannten Zeit sind unsere Beziehungen zur Sowjetunion wichtiger als die zu den Völkern der ganzen Welt. Denn unsere Freundschaft stützt sich auf bestehende Grundlagen und diese alte Freundschaft zwischen den beiden Völkern wird sich ohne Zögern fortsetzen und ist die beste Garantie für die Festigkeit unserer Lage. Die Erklärung des Ministerpräsidenten beweist, daß auch in noch so schweren Tagen die Politik der Türkei normal ist und daß die Türkei nur dann in den Krieg eintreten würde, wenn sie selbst das Opfer eines Angriffes oder wenn ihre Interessen bedroht wären.

## Englische Seeräuber stehlen das Benzin der Neutralen

Stockholm, 17. September.

„Dagens Nyheter“ berichtet am Sonntag morgen, daß die von dem schwedischen Handelsminister Möller angekündigten drei Tankdampfer mit zusammen 50 000 Tonnen Benzin bis heute noch nicht in Schweden eingetroffen sind. Nach dem Bericht verschiedener Bootsbefestigungen sind die Tanker von den Engländern in der Nordsee angehalten und zur Rückkehr in englische Häfen gezwungen worden. Das Blatt schreibt dazu, seit der Handelsminister die Ankunft der Schiffe angekündigt habe, wäre nicht ein einziges Schiff mit Benzin in Schweden angekommen. Dagegen wisse man, daß alles Benzin, das von England aus auf dem Wege nach Schweden war, von den englischen Seeräubern angehalten worden sei, die die Nordsee zwischen Dänemark und Norwegen mit kühnen Piratenaugen überwachen.

Für Benzingtransporte nach Schweden wurden bisher hauptsächlich englische, amerikanische und norwegische Tankfahrzeuge verwendet. Man hat in Stockholm jetzt auch die Hoffnung aufgegeben, daß vielleicht auf norwegischen Schiffen noch größere Mengen Benzin eintreffen könnten.

## Theaterbesuch erzieht zu seelischer Entspannung

Herzliches Einvernehmen zwischen Künstlern, Spielplan und Publikum des OS-Landestheaters

Die klare Einheit des Willens und Handelns, die Beziehungung von Weg und Ziel sind es, die den unaufhaltbaren Aufstieg unseres Volkes begründen und festigen. Es gibt innerhalb unserer Volksgemeinschaft kein Organ, das nicht mit allen Kräften mittätig in dem immerwährenden Gestaltungsprozeß des deutschen Staatswesens verankert ist. Daran ändert auch die Verschiedenartigkeit der Leistungen nicht das Gerinigte, daß die Lebenswichtigkeit, ja Notwendigkeit aller Einrichtungen, die der Ueberprüfung und Förderung durch unsere Staatsführung für wert erachtet werden, für das Gesamtwohl Deutschlands gleichmäßig bewertet werden muß.

So hat der Nationalsozialismus auch die Kunst aus ihrer gefährlichen Zwitterstellung, in die sie durch eine korrupte „Kunstpflege“ geraten war, befreit und zu dem gemacht, was sie zur Erfüllung ihrer hohen völkischen Aufgaben befähigt: Kraftquelle der Nation zu sein. Besonders dem deutschen Theater hat der Führer einen Auftrag erteilt, der ein Vertrauensbeweis schönster Bedeutung ist. Als Bollwerk der inneren Front hat es Pflichten zu tragen, deren Erfüllung jeden einzelnen Bühnengedankenen zum aktiven Mitstreiter in dem uns aufgedrängten Selbstbehauptungskampf erhebt.

Es ist ein unerhörtes Erlebnis, daß zur gleichen Stunde, in der an Deutschlands Ostgrenze der Kanonendonner aufdröhnte, der „Marschbefehl“ an unser Theater erging, unbeirrt von dem weltgeschichtlichen Geschehen den Dienst für die Heimat anzutreten, und es ist ein vollgültiger Beweis dafür, daß die „Soldaten der Kunst“ dieses Aufrufs würdig waren, daß ein jeder, dem das Vaterland nicht andere Aufgaben zuteilte, seinen Posten einnahm, bereit, auch unter schwierigsten Vorbedingungen seinen Auftrag durchzuführen. Pflichterfüllung bedarf keiner besonderen Anerkennung und erwartet sie auch nicht. Dennoch soll hier die Tatsache festgehalten werden, daß kaum ein anderes deutsches Theater die soldatische Disziplin seiner Mitglieder auf eine so entscheidende Probe zu stellen Gelegenheit hatte, wie das Oberbairische Landestheater, das am 1. Sep-

## Molotow gibt den Einmarsch bekannt

Die ganze Bevölkerung der Sowjetunion steht hinter der Regierung

Moskau, 17. September.

Am Sonntagvormittag hielt der sowjetrussische Regierungschef und Außenkommissar Molotow eine über sämtliche sowjetrussischen Sender verbreitete Rundfunkansprache, in der er den heute früh erfolgten Einmarsch der Roten Armee in Ostpolen der Öffentlichkeit bekanntgab.

Nach einer kurzen Schilderung der durch den raschen Vormarsch der deutschen Truppen in Osteuropa entstandenen neuen Lage und des eingetretenen Bankrotts des bisherigen polnischen Staatsgebildes sagte der Außenkommissar, die letzte Phase des Zusammenbruchs Polens habe einen für die Sowjetunion als Nachbarstaat Polens in zunehmendem Maße bedrohlichen Charakter angenommen. Trotzdem sei die Sowjetunion bis zur letzten Stunde neutral geblieben, aber sie könne der Entwicklung nunmehr nicht weiter tatenlos zusehen. Außerdem könne niemand von der Moskauer Regierung verlangen, daß sie dem Schicksal der unterdrückten und von den Polen entrechteten weißrussischen und ukrainischen Bevölkerung gleichgültig gegenüberstehe. Die Moskauer Regierung halte es vielmehr für ihre heilige Pflicht, der blutsverwandten Bevölkerung der Westukraine und des westlichen Weißrussland ihre brüderliche Hand zur Hilfe zu reichen.

In Anbetracht dessen habe die Sowjetregierung der polnischen Botschaft in Moskau eine Note überreichen lassen, worin mitgeteilt wird, daß das Oberkommando der Roten Armee angewiesen wurde, den sowjetrussischen Truppen den Befehl zu

erteilen, die bisherige sowjetrussisch-polnische Grenze zu überschreiten, um Leben und Eigentum der Bevölkerung der Westukraine und des westlichen Weißrussland unter ihren Schutz zu nehmen. Die Sowjetregierung wäre zudem immer bereit, dem polnischen Volk zu helfen, der furchtbaren Katastrophe zu entrinnen, in die es durch die abenteurliche und gewissenlose Politik seiner Regierung geraten sei.

Die der polnischen Botschaft bereits übermittelte Note werde gleichzeitig allen Regierungen zur Kenntnis gebracht, mit denen die Sowjetunion diplomatische Beziehungen unterhält, mit dem ausdrücklichen Hinweis darauf, daß die Sowjetunion gesonnen sei, gegenüber allen diesen Staaten auch weiterhin ihre Politik der Neutralität aufrecht zu erhalten.

Die Rote Armee, so fuhr Molotow fort, stehe jetzt vor einer ehrenvollen Aufgabe. Die Sowjetregierung sei gewiß, daß ihre Truppen diese Aufgabe in voller Disziplin und entsprechend ihrer ruhmvollen Tradition bewältigen werden. Die Bevölkerung der Sowjetunion werde aufgefordert, die Armee bei dieser Aufgabe durch ehrliebe und aufopfernde Arbeit jedes Einzelnen zu unterstützen.

Die ganze Bevölkerung der Sowjetunion stehe, so schloß Molotow, in dieser Stunde hinter der Regierung und könne neuen, noch nie dagewesenen Erfolgen auf dem Gebiet des friedlichen Aufbaues ihrer Industrie und Landwirtschaft entgegensehen, sowie neuen Ruhmestaten der Roten Armee an den Fronten des Kampfes.

## Deutsche Antwort auf Rechtsbrüche

Abwehr von Hungerblockade und Franktireurkrieg

Berlin, 17. September.

Antlich wird mitgeteilt: Die französische und die britische Regierung haben bei Abbruch ihrer Beziehungen zu Deutschland eine gemeinsame Erklärung über die von ihnen beabsichtigten Methoden der Kriegführung veröffentlicht und der Reichsregierung zur Kenntnis gebracht. Die französische Regierung hat dabei um eine Antwort der Reichsregierung gebeten. Die deutsche Antwort, die der französischen Regierung durch schwedische Vermittlung übersandt wird, hat folgenden Wortlaut:

„Die Reichsregierung hat von der gemeinsamen Erklärung der französischen und britischen Regierung Kenntnis genommen, worin diese Regierungen gewisse Grundzüge anführen, die sie bei der Führung des Krieges, insbesondere des Luftkrieges beobachten zu wollen behaupteten.“

Die Reichsregierung weist darauf hin, daß sie nach dem Scheitern der Abrüstungskonferenz als erste den Vorschlag gemacht hat zu gemeinsamen Bemühungen der Mächte auf das Zustandekommen verbindender Erklärungen über eine weitgehende Humanisierung der Kriegführung. Diese Vorschläge haben damals bei den anderen Mächten keinerlei Widerhall gefunden. Gleichwohl hat der deutsche Reichsminister bei Beginn der Deutschland ausgehenden Aktion gegen Polen in seiner Reichstagsrede vom ersten September öffentlich bekannt gegeben, daß die Kampfhandlungen von deutscher Seite in Uebereinstimmung mit jenen deutschen Vorschlägen durchgeführt und nicht gegen Frauen und Kinder gerichtet werden würden.

Zugleich hat der deutsche Reichsminister bei dieser Gelegenheit den der deutschen Luftwaffe erteilten

Befehl mitgeteilt, ihre Angriffe auf militärische Objekte zu beschränken. Die Deutsche Reichsregierung hat den Appell des Präsidenten Roosevelt begrüßt und in positivem Sinne beantwortet. Sie hat ferner der britischen Regierung auf ihre besondere Anfrage die Mitteilung zugehen lassen, daß Deutschland die Bestimmungen des Genfer Abkommens vom Jahre 1925 über das Verbot der Verwendung erstickender, giftiger und ähnlicher Gase befolgen werde.

Die deutschen Streitkräfte haben sich zu Lande, zur See und in der Luft auf das strikteste an diese deutschen Erklärungen gehalten. Selbstverständlich standen aber diese Erklärungen, wie schon bei ihrer Abgabe betont wurde, unter der Voraussetzung, daß die Gegner Deutschlands die gleichen Regeln der Kriegführung beachten würden. In dieser Beziehung muß die Reichsregierung feststellen, daß die Gegner Deutschlands ihre feierlichen Zusicherungen und Verpflichtungen schon jetzt vielfach in flagrantester Weise gebrochen haben.

Die britische Regierung hat sich im kräftigsten Widerspruch mit der in ihrer Erklärung enthaltenen feierlichen Versicherung, die Zivilbevölkerung schonen zu wollen, durch die von ihr verkündeten Bestimmungen über die Konventionen über alle anerkannten Regeln der Seekriegführung hinweggesetzt und damit in aller Form die Hungerblockade gegen Frauen und Kinder eröffnet. Ferner hat die polnische Regierung ohne jede militärische Notwendigkeit viele offene Städte zum Stützpunkt

von militärischen Operationen und damit zum Kampfgebiet gemacht. Sie hat darüber hinaus durch ihre Organe öffentlich die Zivilbevölkerung zum schrankenlosen Franktireurkrieg gegen die deutsche Armee aufzufassen lassen. An vielen Stellen hat die polnische Zivilbevölkerung diesem Aufruf Folge geleistet und sich die furchtbarsten Grausamkeiten gegen deutsche Soldaten zu schulden kommen lassen. Endlich haben polnische Truppen bei ihren Maßnahmen, wie authentisch nachgewiesen wurde, entgegen ihren vertraglichen Verpflichtungen Gasbrennstoffe verwendet.

Die deutschen Streitkräfte werden auch künftig den vom Führer verkündeten Grundsätzen ritterlicher und humaner Kriegführung treu bleiben. Die Reichsregierung muß sich aber vorbehalten, jeden von ihren Gegnern begangenen Rechtsbruch in der ihr geeignet erscheinenden Weise zu vergelten und im Hinblick auf den von England mit der Waffe der Hungerblockade gegen Frauen und Kinder geführten Krieg mit denjenigen Waffen zu antworten, die ihr hierfür zur Verfügung stehen, und die auch dem Gegner die furchtbaren Folgen der von ihm gewollten Methoden vor Augen führen.

## Holland zur neuen Lage

Der sowjetrussische Einmarsch in Polen die größte Sensation

Amsterdam, 17. September.

Die Nachricht von dem Einmarsch der russischen Truppen in Polen und von der Note, die gestern dem polnischen Botschafter in Moskau übermittelt wurde, in der die Sowjetregierung mitteilt, daß sie den polnischen Staat als z. B. nicht mehr existierend betrachte, hat in Holland das allergrößte Aufsehen erregt. Die Nachricht kam auch für die Spätausgaben für die Sonntagsblätter zu spät, doch wurde sie gleich nach ihrem Bekanntwerden durch Extrablätter in den Straßen Amsterdams verbreitet, und der holländische Rundfunk brachte sie bereits in den frühen Morgenstunden des Sonntags. Allgemein herrscht in Holland die Ansicht vor, daß es sich um ein Geschick handelt, das weitgehende Folgen auf das Gebilde der britischen Berechnungen haben wird.

## Sowjetunion

erkennt Slowakischen Staat an

Aufnahme diplomatischer Beziehungen angekündigt

Prag, 17. September.

Wie der Sowjetbotschafter in Berlin, Schwarzew, dem slowakischen Gesandten in Berlin im Auftrage des Vorsitzenden der Volkskommissare der Sowjetunion und Kommissars für auswärtige Angelegenheiten Molotow heute mitteilte, erkennt die Union der sozialistischen Sowjetrepubliken die Slowakische Republik de jure und de facto an und beabsichtigt, mit ihr diplomatische Beziehungen anzuknüpfen.

Verlag und Druck:  
Gauverlag NS-Schlesien GmbH, Zweigverlag Gleiwitz  
Verlagsleiter: Erwin Schwarzkopf, Gleiwitz  
Hauptgeschäftsführer: Dr. Josef Seibold, Gleiwitz  
(in Urlaub)  
Stellvertreter des Hauptgeschäftsführers und Chef vom Dienst:  
Peter Jantsch  
Verantwortlich für Politik, Wirtschaft, Kulturpolitik  
und Unterhaltung: Peter Jantsch; für Kommunalpolitik, Soziales, Probing und Sport: Hubert Schrab; für Angelegenheiten: Friedrich Reichelt (in Urlaub);  
L. B. E. Smudel; alle in Gleiwitz.  
Gesamtdruckauflage VIII/39 täglich 3727, davon Bezirke-Bellage  
Cosel/Gr. Strehlitz 7695 a. Bezirke-Bellage Ratibor/Leobschütz 5066  
Zur Zeit hat Preisliste 14 Gültigkeit  
Gesamtauflage unserer Schlesischen Gaupresse über 370 000

Als Querschnitt durch den Spielplan des Theaterwinters angelegt, brachte dieser Werbeabend eine lange Reihe vielversprechender „Witzlichtaufnahmen“ von den in Aussicht stehenden weiteren und ersten Kunstgenüssen. Willy Court hatte die Aufgabe übernommen, die einzelnen Nummern des von Hermann Krüger zusammengestellten Programms anzufügen und fand für die Einführung der neuverpflichteten Kräfte die Worte, die es sowohl dem Publikum wie den Bühnenkünstlern leicht machten, die Befangenheit der Erstbekanntmachung rasch zu überwinden. Die ersten flitzenden Geigentöne des trotz der zahlreichen Einberufungen zum Wehrdienst noch operntarken Orchesters, das unter Dr. Franz Wödl's Leitung mit der durchsichtigen und farbig aufgearbeiteten Divergenz zu „Die lustigen Weiber von Windsor“ das Programm musikalisch einleitete, fanden schon die volle Aufnahmefähigkeit des Publikums.

Ein bunter Abend ist in gewisser Beziehung immer ein ziemlich unzulängliches Mittel, die Begabungsgrenzen einzelner Künstler festzustellen, das heißt, wenn man mit der kritischen Sonde an die Leistung herantritt. Der Bühnenkünstler braucht, um alle seine Kräfte auszuspielen zu können, die Szene, die Atmosphäre des Stückes, den Zusammenhang, kurz, das organische Sineinwachsen in die Partie oder Rolle. Wenn nun aber die neu verpflichteten Künstler unseres Theaters schon mit diesen kleinen Stichproben ihres Könnens die volle Zustimmung, Sympathie und sogar Begeisterung der Zuschauer fanden, eröffnet das für die beginnende Spielzeit die allerhöchsten Aussichten.

Marie-Luise Freys, die lyrische Sängerin, hat einen Sopran, dem die Anmut und Weichheit der Jugend in hohem Maße eigen ist und sich mit einer feinen Stimmkultur verbindet. Eine erstaunlich starke dramatische Ausdrucksgewalt weiß Elsa Cavelti ihrem üppigen Alt abzugewinnen, der die Flamme der Auzena aus „Troubadour“ padend zum Vortrag brachte. Der Irische Bariton Werner Düvel offenbarte in Korngolds „Jarenlieb“ Wärme und Tiefe des Gefühls wie sehr gepflegte, ruhige und dennoch sorgfältig nuancierende Tonführung und -farbe. Dem breit und kraftvoll dahinströmenden Haß von Hans Krämer verdankten die Zuhörer das mit starkem Beifall aufgenommene Lied des Stabinger aus „Waffenheim“, und auch August Heimel, der Bobbys, der seine tolle Bürger-

meister-Arie aus „Jas und Zimmermann“ aus seinem kräftigen, aber gebändigten Humor und einer besonders in der Mittellage urgewaltigen Stimmfülle schöpfte, mußte seine „ausdrucksvollen Züge“ da capo bieten.

Als Willy Court auf die Operette umschaltete, wurden die Hände besonders lang und die Hände besonders lebhaft. Die neuen Operettenträfte ließen beim ersten Einsatz! Kein Wunder: Ein Tenor, der nicht nur prachtvoll aussieht, sondern auch ein Stimmmaterial hat, mit dem er so verschwenderisch umgehen kann (Edmund Cordt), eine apart wirkende Sängerin mit warm timbriertem Sopran (Annamarie Kaiser) und ein Buffopaar mit mitreißendem tänzerischem Temperament (Edith Botsch und Martin Weich) werden dafür sorgen, daß die oberflächliche Operettenvorliebe keinen Rest ansetzt, zumal der Operetten-Spielleiter Albert Kempin in seinem Mendorf-Auftrittslied aus „Bettelstudent“ bewies, daß er weiß, was saftvolles Theater ist. Doppelt erfreulich, da er auch stimmliche Qualitäten von Achtungsgebietender Fülle einzufließen hat!

Das Schauspiel brachte Szenenausschnitte aus „Kiterwochen“, „Straßenmusik“ und „Wind überm Sklavensee“.

Gustav Sauer begrüßte seine treuen Anhänger mit dem in Walters Preislied aus „Meisterfänger“ liebreich aufstrahlenden Reichtum seines Seldentors. Einen starken Anteil des Programms stellte Carola Krauskopf, vom Kinderballett, in dem die winzige „Prima ballerina“ das helle Entzücken der Zuschauer hervorrief, über den Radetzky-Marsch der Meisterin mit ihrer Gruppe und den originellen, witzigen Solotanz Carola Krausopfs „Ein Männlein steht im Walde“ bis zu dem Walzer von der schönen blauen Donau, mit dem sich gleichzeitig das gesamte musikalische Bühnenpersonal noch einmal vorstellte, gab es nur einen Ausdruck dankbarer Begeisterung für die Ballettmeisterin.

Am Montag wird der Werbeabend des Theaterbesuchern von Gleiwitz, am Dienstag denen von Hindenburg die Bekanntheit mit den neuen Theaterkräften vermitteln, und es ist anzunehmen, daß die herliche Aufnahme der Veranstaltung in Beuthen sich in den Nachbarstädten wiederholt.

Lenelore Griepnerau.

# Spanien im europäischen Konflikt

(Von unserem Mitarbeiter)

h. d. Madrid, 16. September.

Franco hat Spanien für neutral erklärt, und das ist gut so. Je mehr Staaten aus dem „Duell der Status-Quo-Demokratien gegen Deutschland“ herausbleiben, umso besser für sie und die Welt. Derjenige, sagt der Caudillo, der den Konflikt auf Länder und Meere ausdehnt, die vom Brennpunkt des Krieges entfernt sind, lade eine ungeheure Verantwortung auf sich. Das ist eine klare Feststellung und eine Warnung. Der aufrichtige Wunsch der spanischen Regierung und des spanischen Volkes, der sich in der spanischen Presse kundtut, besteht in einer Lokalisierung der Feindseligkeiten, nicht etwa, weil man hier den Krieg fürchtet oder pazifistische Anwandlungen hat — das kann man dem echten Spanier nach dem mit Todesverachtung durchgeführten Bürgerkrieg nicht nachsagen —, sondern weil man ein feines Gefühl für den Kern und Sinn der Auseinandersetzung besitzt, die sich im „Fernen Osten“ abspielt. Der Spanier mischt sich in die persönlichen Angelegenheiten und Streitigkeiten anderer nicht ein, so lange, nun, so lange man ihm dabei nicht auf den Fuß tritt.

Nach dem Gesetz und den Vorschriften des internationalen Rechtes eine strenge Neutralität zu wahren, weil es so die politischen Rücksichten erfordern, heißt nicht die Regungen des Herzens und des Verstandes verbieten. Das wäre unmöglich, denn das sind der Bürgerkrieg und die feindliche Stellungnahme der beiden Mächte, die sich jetzt zur Unterstützung Polens gegen den Freund Spaniens wenden, noch zu frisch im Gedächtnis. Das deutsche Volk, sagt „El Alcazar“, sei ernst und ruhig, denn es stelle sich in den Dienst einer Idee, die gerecht ist, während der Krämergeist Englands weder Dienst noch Idee kenne. Spanien könne ein Lied davon singen.

Das „Fines Poloniae“ ist nach allgemeiner hiesiger Ansicht nur noch eine Frage von Tagen, und deshalb beschäftigt man sich mit dem Problem: „Was dann?“ Weiter beunruhigt man sich über die britische „Bombardierung mit Flugzeugen“, die, wie London mit Entsetzen verzeichnen muß, „das deutsche Volk völlig kalt lasse“. Warum, sagt „Informaciones“, habe England nicht seinen Luftangriff auf Wilhelmshafen wiederholt? Weil der Erfolg und die Kosten nicht dem Einsatz entsprächen.

Der Führer verfolge unbeirrbar seinen Plan, der nicht darauf abziele, ein Volk, ein Land, zu treffen oder zu züchtigen. „Darin gipfeln die Kommentare der spanischen Presse. „Die ihn suchen, werden ihn finden, er selbst aber sucht niemanden.“ Seine ausgesprochen humane Kriegsführung wird stark unterstrichen, ebenso die Ruhe und die Selbstbeherrschung des deutschen Volkes, die, wie „Arriba“ feststellt, „das berühmte kalte Blut des Engländers zum Kochen bringe.“ Die grandiosen Erfolge der deutschen Soldaten und der deutschen Führung, die sich von Tag zu Tag ausbreitende Ueberzeugung in den breiten Massen der Feindstaaten, daß Deutschland nur die Wiedergutmachung der Ungerechtigkeiten des Versailler Diktates und sein Lebensrecht verlange, die Uneinigkeit im gegnerischen Lager, die Tatsache, daß eine Blockierung zur See angesichts des politischen und wirtschaftlichen Paktes mit Rußland ein Schlag ins Wasser ist und die Festigkeit der neutralen Mächte flößen der spanischen Öffentlichkeit die Hoffnung ein, daß „der Konflikt auf seine gegenwärtigen Grenzen begrenzt bleibe.“

## Bestialische Kriegsführung polnischer Zivilbanden

Durch „Deure“ und „New York Times“ bestätigt

Berlin, 17. September.

Welches Ausmaß der Franktireurkriege der Dachs- und Hedenjützen in Polen angenommen hat, und wie begründet der Hinweis auf den von der polnischen Regierung im Einvernehmen mit London erlassenen Aufruf an die Zivilbevölkerung zur Teilnahme am Franktireurkrieg in der amtlichen deutschen Verlautbarung mit der Aufforderung zur Räumung Warschaus von der Zivilbevölkerung ist, beweist eine Züricher Meldung des „Deure“, wonach an den Straßenkämpfen in Warschau auch die Frauen und Kinder beteiligt sind. „Diese“, so heißt es in dieser Meldung, „schießen von den Dächern in Deckung der Kamme auf die deutschen Soldaten.“ Diese Meldung des französischen Blattes ist umso wichtiger, weil die westliche Sekzpresse immer wieder versucht, deutsche Nachrichten über völkerrechtswidrigen Einsatz der polnischen Zivilbevölkerung gegen die reguläre deutsche Armee als unwahr zu bezeichnen. In diesem Zusammenhang dürfte auch eine Mitteilung der Kopenhagener Zeitung „Politiken“ das erhöhte Interesse der gesamten Welt in Anspruch nehmen. Das Blatt bringt einen Bericht des „New York Times“-Korrespondenten, in dem es zur Frage des Franktireurkrieges u. a. heißt, daß Juden öfter als Polen die Anführer in diesem Franktireurkrieg seien.

Am schlimmsten aber, so fährt der Bericht fort, seien die Frauen. Mit Säuglingen auf dem Arm hielten sie Rasiermesser oder Revolver vor, und wenn in der Dunkelheit ein deutscher Soldat den Rücken kehre, würde er erschossen oder ihm die Kehle durchschnitten.

## Erfolgreicher deutscher Handelskrieg auf den Meeren

Berlin, 17. September.

Die Kriegsmarine führte in Ost- und Nordsee und auf dem Atlantik den Handelskrieg erfolgreich fort.

In der Ostsee griffen Seestreitkräfte mit ihrer Artillerie in den Kampf gegen die letzten noch Widerstand leistenden polnischen Truppen bei Gdingen und Hela ein.

# Mit Feldmarschall Göring über der Ostfront

### Zwischen Sturzbombern und Jägern, in den oberschlesischen Rüstungsbetrieben und im Kriegslazarett ist der Feldmarschall Soldat und Kamerad

DNB . . . , im September.

Der Feldmarschall ist im Hauptquartier des Führers. Ich bin, mit der beglückenden Erlaubnis in der Tasche, ihn auf dem für heute angelegten Frontflug begleiten zu dürfen, auf 11 Uhr befohlen. Wie ich vom Stabe höre, ist der Start auf 12 Uhr festgelegt. Aber die Zeit geht vorüber. Die vor dem in der Nähe befindlichen Flugplatz schon angeworfenen Maschinen werden wieder abgestellt. Ganz offen, wenn man das Warten als Soldat auch gewöhnt ist, diesmal fällt es sehr schwer. Der Vortrag des Feldmarschalls beim Führer dehnt sich aus. Ich glaube, auch der Stab ist leicht bedrückt, daß es mit dem Flug vielleicht nichts werden könnte. Die Offiziere brennen darauf, mit ihrem Oberbefehlshaber nach vorn zu kommen.

Wieder vergeht einige Zeit. Dann ist es endlich so weit. In zehn Minuten sind wir am Feldflugplatz. Die Motoren brüllen auf. Die Maschine rollt zur Startflage. Dann entzündet der Boden. Quer über das eroberte Land, nach einer halben Stunde schon über die am Boden noch kämpfende Truppe hinweg geht der Flug in die Weichselgegend. Das klare Wetter erlaubt den genauesten Einblick und die sorgfältigste Beobachtung der Wirkung der deutschen Luftangriffe. Wir fliegen nicht geraden Kurs. Der Feldmarschall befliegt hier eine Bunkerstellung, dort einen Eisenbahnhauptbahnhof und andere militärische Ziele, an denen die Männer seiner Luftwaffe Mut und Können erprobt haben, anzufliegen.

Kaum eine Bahnlinie ist unzerstört, kein Bahnhof ohne die Spuren der vernichtenden Kraft der schweren Bomben. Zerfallene feindliche Artilleriestellungen, zerrissene Befestigungen, zerstörte Wälder, vor wenigen Tagen noch mit feindlichen Reihen angefüllt, vernichtete Munitionslager legen Zeugnis ab von der systematischen Ar-

beit der Kampfstaffeln und der Tiefstflieger. Noch brennende Flugzeughallen, zerfetzte feindliche Maschinen, eingestürzte Brücken und Rollfelder, die Trichterfelder gleichen, lösen einander ab.

Bombengeschwader ziehen über und neben der Maschine des Feldmarschalls zur Front. Sturzbomber kehren nach getaner Arbeit zurück. Hoch am Himmel tummeln sich die spähenden Jäger und die Aufklärer begleiten uns eine Zeitlang.

Nach zweieinhalb Stunden landet der Generalfeldmarschall auf dem am weitesten vorgeschobenen Frontflugplatz im Weichselbogen. Wie ein Lauffeuer verbreitet sich die Nachricht von seiner Ankunft. Glücklich und stolz steht er inmitten seiner Soldaten, die gerade vom Feindflug heimgekehrt sind, und die ihn mit glänzenden Augen umgeben, froh, daß er nun da ist.

Er spricht zu ihnen, er sagt ihnen, wie er sich in jeder Minute bei ihnen fühle, wie sein Herz mit ihnen schlage, wie er mit Stolz ihre Leistungen und die entlausungsvolle und unermüdete schwere Arbeit des Bodenpersonals verfolgt. Er sagt, daß er sie nicht zu ermahnen braucht, höchstens darin, daß Tatkühnheit und kühler Verstand beim Angriff immer gepaart sein müssen. Er spricht von der Zeit, als er selbst jahrelang am Knüppel saß und den Feind vor sein Maschinengewehr brachte. Aus seinem Gesicht spricht stolze Bewegtheit. Seine Soldaten hängen an seinen Lippen und ihre Augen sagen ihm mehr als Worte. Der Feldmarschall ruft die Staffelführer zu sich, deren Staffeln sich besonders ausgezeichnet haben und überreicht ihnen und einzelnen besonders verdienten Männern im Namen des Führers das Eisernes Kreuz. Er sagt lächelnd, wenn es so weitergehe, werde ihm der Nachschub der Auszeichnungen bald Sorge machen, aber er werde ihm seine ganze Aufmerksamkeit widmen.

Um ihn und seine Flieger drängen sich die Jungen vom Arbeitsdienst, die die Plätze und die Hallen aufräumen. Deutsche Volksgenossen aus den eroberten Städten eilen herbei. Rufe, Händedrücke, der stramme Führergruß der Soldaten und der Jubel der Menschen umgeben ihn, bis seine Maschine über das Feld rollt und in die Luft springt, um zum nächsten Frontflugplatz zu entschwinden.

Südostwärts geht der Flug, dann nach Südwesten. Ein Feldflugplatz nach dem andern wird besucht, Kampfplieger, Jäger, Sturzbomber, Aufklärer. Die Flieger stehen ihm gegenüber und empfangen sein Dankwort als schönste Belohnung für ihre Taten. Noch am späten Abend trifft man den Generalfeldmarschall in den Rüstungsbetrieben Oberschlesiens. Er steht vor dem glühenden Eisen, das sich zu Bomben und schweren Granaten formt. Er ist mitten unter den Arbeitern, die hier Uebermenschliches leisten, um die Truppen zu versorgen. Er geht von einer Halle zur anderen, unermüdet, schüttelt die Arbeiterhände, die sich ihm entgegenstrecken, läßt sich erzählen von ihren Mühen.

Am nächsten Morgen, in aller Herrgottsfrühe, harren die Menschen schon zu Tausenden, um ihn zu begrüßen. Die Gesichter der Jugend strahlen ihn an. Mütter halten ihre Kleinsten hoch, damit sie ihn sehen. Landwehrmänner mit dem Eisernen Kreuz von 1914 begrüßen ihn. Er muß die Regelung des Verkehrs selbst in die Hand nehmen, sie lassen ihn sonst nicht durch.

Ueber Krakau geht der Flug ostwärts in Richtung auf Lemberg. Nachdenklich steht der Feldmarschall vor den zerklüfteten polnischen Bomben- und Jägerfeldern und ordnet an, daß sie sofort in der Heimat verschrottet werden. „Ich brauche alles!“ sagt er.

Längs der Karpathenberge nahen die Jäger vom Feindflug. Sie umgehen ihren Oberbefehlshaber, der ihnen nach der Landung von seinen eigenen Erfahrungen erzählt und ihnen die besonderen Kniffe der Jagdfliegerei verrät, die ihm die Erfahrung gelehrt haben. „Nicht die Staffel oder Gruppe ist die erste, in der ein einzelner als Außenreiter die meisten Abschüsse erzielt, sondern die, deren Gesamtschusszahl gleichmäßig die höchste ist, das merkt euch.“ Das Ziel der Jagerei ist die Vernichtung des Gegners in der Luft und auf der Erde. „Und dann verabschiedet sich der Feldmarschall. Auf anderen Plätzen warten neue Verbände auf ihn, denn die Nachricht von seiner Anwesenheit an der Front hat sich wie ein Lauffeuer verbreitet.

Auf dem nächsten Flugplatz landet er zufällig gleichzeitig mit einem Kampfgeschwader. Zwischen der ersten und der zweiten Staffel schiebt sich seine Maschine zur Landung ein. Ein tolles „Hail“ „unmilitärisches“ „Hallo gibt es da.

„So ein Duell!“ schreit einer und „Da kommen wir gerade zur rechten Zeit!“ ein anderer. „Wenn die beiden Kameraden, die draußen geblieben sind, es noch erlebt hätten“, jagt bedächtig ein dritter. Aber sein Gesicht strahlt dann wie das der anderen. Sie schütteln einander die Hände, sonnel Freude ist unter den Männern, daß der Feldmarschall da ist. Und abwärts geht der Flug über den polnischen Raum, bis bei einbrechender Dunkelheit der Ausgangshafen erreicht wird.

Ins Quartier wollen wir. Da tritt ein Sanitäter an den Feldmarschall heran. Wir hören nur, wie er sagt: „Ich komme.“ Zum Kriegslazarett geht es. Voller zwei Stunden weilt der Feldmarschall bei den Verwundeten. Jedem einzelnen schüttelt er die Hand. Scherzworte findet er bei den einen, ernsten, kameradschaftlichen Zuspruch bei denen, die es schmerzlicher gepakt hat. Aber auch ihre Augen strahlen wie die der Männer, die draußen ihre Pflicht tun. Sie schauen auf den Feldmarschall, dankbar für diesen Besuch, der neue Stärke bringt. Dank sagt ihnen bewegten Herzens der Feldmarschall, Dank für ihre Tapferkeit.

Niemand kann sagen, ob dieses tiefe Erlebnis den Feldmarschall oder die verwundeten Kameraden stärker ergreifen hat.

Der Generalfeldmarschall hat seine Luftwaffe befehligt und hat sie in Ordnung befunden. Er und seine Soldaten haben sich in die Augen und in die Herzen geschaut und sich verstanden. Die Luftwaffe hat sich geschlagen nach dem alten bewährten Vorbild ihrer großen Vorgänger im Weltkrieg. Es gibt heute schon Jäger, die die Zahl ihrer Abschüsse aneinanderreihen wie Perlen an einer Schnur. Es gibt Sturzbomber und Fernjäger, Kampfplieger und Aufklärer, die von Einzelkämpfern Zeugnis ablegen, deren sich die Geschichte bemächtigen wird.

Die Waffe hat ihre erste Bewährungsprobe einwandfrei bestanden. Sie hat die Erwartungen ihres Oberbefehlshabers und vor allem die der am Boden kämpfenden Truppe weit übertroffen. Sie war und ist immer da, wenn das Heer sie brauchte. Sie ist heute schlagfertig und frontgeübt. Sie ist zu jedem befohlenen Einsatz bereit.

## Dr. Grawitz beim Führer

Der geschäftsführende Präsident des Deutschen Roten Kreuzes erstattet Meldung

Führerhauptquartier, 17. September.

Der Führer ließ sich am 16. September im Führerhauptquartier vom geschäftsführenden Präsidenten des Deutschen Roten Kreuzes, H-Brigadeführer Dr. Grawitz, Meldung erstatten über der bisherigen Einsatz des Deutschen Roten Kreuzes.

Das neu aufgebaute Deutsche Rote Kreuz, dessen Schirmherr der Führer ist, führte seine Aufgaben durch und steht vor weiteren Aufgaben gegenüber der Nation, insbesondere gegenüber der Wehrmacht und gegenüber den völkerrechtlichen Abmachungen.

Der Führer sprach den Schwestern und den freiwilligen Helfern und Helferinnen der DRK seine Anerkennung aus und erwartet weiter den Einsatz von Kräften aus dem ganzen Volke gerade für die jetzt erforderliche Arbeit des DRK. Er wies im Zusammenhang mit seinen Befehlen für eine den völkerrechtlichen Abmachungen streng entsprechende Kriegsführung erneut auf die Bedeutung hin, die er uneingeschränkt den Grundrissen des Roten Kreuzes und der Genfer Konvention beimißt.

## Freiheitskundgebung in Bielitz

Die befreiten Volksdeutschen danken dem Führer

Bielitz, 17. September

Die Stadt Bielitz stand am Sonnabend völlig im Zeichen des Jubels und der Freude über die so rasch erfolgte Befreiung aus polnischer Schreckensherrschaft. Die vor einigen Tagen ersehnte Kreisleitung der NSDAP hatte für den Nachmittag eine Freiheitskundgebung auf dem Ringplatz einberufen, zu der sich über zwölftausend Deutsche aus der Bielitzer Sprachinsel zusammenfanden. Mit den Fahnen und dem Hoheitszeichen des Dritten Reiches festlich ausgeschmückte Versammlungsstätte war von Abordnungen der Wehrmacht, des Reichsarbeitsdienstes, der volksdeutschen Jugend und der volksdeutschen Frauenschaften umfäumt. An der Rundgebung, die vom vorläufigen Kreisbeauftragten der NSDAP für Bielitz, Ernst Lanz, mit einer Ansprache eröffnet wurde, nahmen Vertreter der Wehrmacht, der Partei und der Zivilverwaltung teil.

Im Mittelpunkt der Veranstaltung stand eine Ansprache, in der zunächst in einem geschichtlichen Abriss der eindeutig deutsche Charakter der Bielitzer Sprachinsel unterstrichen wurde. Schon vor 700 Jahren, so führte der Redner u. a. aus, waren deutsche Siedler vom Rhein und vom Main in dieses einem Urwald ähnelndem Gebiet gekommen und machten es zu einem Kulturland. Kriege brausten über Land und Leute hinweg, doch nichts konnte die deutschen Siedler davon abhalten, ihren Grund und Boden und ihre deutsche Kultur zu verteidigen und zu behaupten. Die große und tiefe Sehnsucht dieses damals zu Österreich gehörenden Gebietes, mit Preußen vereint zu werden, schlug während des Siebenjährigen Krieges fehl; auch der Weltkrieg brachte nicht die Erfüllung dieser ewigen Sehnsucht. Im Jahre 1921 sei das Beskidenland entgegen dem klaren und eindeutigen Willen aller Bewohner, entgegen jeder geschichtlichen Ueberlieferung, entgegen jedem Recht und jeder Wahrheit dem polnischen Staat zugeteilt worden.

Damit habe für die Deutschen dieses Landes eine Leidenszeit begonnen, wie sie schrecklicher nicht gedacht werden konnte. Der Redner gab in seinen weiteren Ausführungen eine ausführliche Schilderung der ungeheuren Verfolgungs- und Haftwellen, die das Deutschstum in Polen 18 Jahre lang über sich ergehen lassen mußte. Die Erinnerung an diese Schreckenszeit, insbesondere an die letzten Wochen sei so grauenvoll, daß man das ungeheure Glück noch immer nicht ermessen könne, endlich befreit zu sein und für immer dem Deutschen Reich Adolf Hitlers anzugehören. Der Redner widmete hierauf ein ehrendes Gedenken den um die Befreiung gefallenen deutschen Soldaten und den Blutoptern der Heimat. Während die Kapelle das Lied vom guten Kameraden intonierte und die Fahnen sich senkten, grüßte die mehrtausendköpfige Menge in stummer Ergriffenheit die Toten mit dem Deutschen Gruß.

Dann stattete der Redner unter ständigen, nicht endenwollenden Begeisterungsrufen der Deutschen von Bielitz dem Führer für sein Befreiungswerk den Dank der deutschen Volksgruppe ab. Er schloß seine Rede mit den Worten: „Bei der Heimkehr in das Großdeutsche Reich wollen wir uns die unvergesslichen Worte Friedrichs des Großen ins Gedächtnis zurückerufen: Es ist nicht notwendig, daß wir leben, aber es ist notwendig, daß wir unsere Pflicht erfüllen.“ Mit diesem Gedanken im Herzen möge das Großdeutsche Reich uns Deutsche dieses Landes in seinen Schutz und Schirm nehmen. Es lebe unser Großdeutschland, es lebe unser Volk und unser heißgeliebter Führer!

Immer wieder brausten aufs neue Steg-Heil-Rufe auf den Führer auf. Die Rundgebung klang aus in dem Gesang der Lieber der Nation, die auf diesem uralten deutschen Boden zum ersten Mal in aller Öffentlichkeit gelungen werden durften. Bis in die späten Abendstunden hallten die Straßen vom Gelang der frohgestimmten Volksmenge wider.

## Ukrainer, Weißrussen und Litauer — dem polnischen Joch entronnen



Diese zum Dienst in der polnischen Armee gezwungenen Angehörigen der Minderheiten in Polen, Ukrainer, Weißrussen und Litauer, auf einem Gefangenen-Sammelplatz bei Bromberg sind guter Dinge, denn für sie ist nicht nur der Krieg zu Ende, sondern auch die jahrelange PK-Wölge-(Scherl)



# Der steinalte Lausbub von Oppenheim

Eine historische Geschichte von Otto Anthes

In Oppenheim am Rhein feierte man den Beschluß der Weinalte. Allerdings war eigentlich weder Zeit noch Grund zu fröhlichem Tun. Die einstmalige freie Stadt war in der Schuldenwirtschaft der deutschen Kaiser zunächst einmal an Kurpfalz verpfändet worden, dann aber, da die Schuld niemals abbezahlt wurde, in dessen Besitz übergegangen, so daß sie nun aller Segnungen der kurpfälzlichen Geschichte teilhaftig wurde. Zur Zeit waren es die spanischen Söldner, die seit Jahr und Tag in der Stadt lagen und sie hüben ließen für den türkischen Ehrgeiz ihres Kurfürsten, der nach der böhmischen Krone gegriffen und mit der Krone das angestammte Land, die Pfalz, verloren hatte.

Die Oppenheimer hatten also bei Licht betrachtet nichts zu lachen. Aber der rheinische Mensch ergreift ja jeden Zipfel einer Gelegenheit, um ein Fest zu feiern und die trübe Gegenwart zu vergessen. Und der Wein war dieses Jahr wirklich gut und reichlich geraten. Wer ihn trinkt und womit er dafür zahlen würde — vielleicht mit Gewalt und Mißhandlung — darüber machte man sich vorerst noch keine Sorgen. So war denn auf dem Marktplatz vor dem zweigiebligen Rathaus ein Bretterboden aufgeschlagen, der Bühne und Tanzplatz zugleich zu sein hatte. Zuerst führten die jungen Mädchen in bunten Gewändern einen zierlichen Reigen auf. Dann traten die Küfer vor, im Schurzfell, mit blanken Schilbern vor der Brust, und beschrieb in vielen Strophen ihr Tun an Weinstock, Traube, Most und Wein, wobei sie nach jeder Strophe in die Hände klatschend einen feierlichen Umgang hielten. Dazwischen spielten die Stadtpfeifer für alle Welt zum Tange auf. Unten füllte zuhaufendes Volk den Platz, in den Schenken rings um den Markt sah Männlein und Weiblein beim Schoppen, Bratwurstdunst und Weinluft verdrängte die Luft, Gelächter, Gelächter und Gesujche krieg durch die Wolke von Fettdampf und Staub gen Himmel. Am Rande des Marktplatzes aber, an den Häusern entlang, standen steif wie Bildsäulen die spanischen Söldner in ihren schwarzen Wamsen, um derentwillen das Volk sie die „spanischen Molche“ nannte, und schauten unsagbar unbeteiligt und verächtlich auf das Getriebe. Denn die ungehörigste rheinische Lustigkeit war ihnen unverständlich und zuwider.

Plötzlich gab es mitten im dichtgedrängten Haufen des Volkes ein quetschendes Geschiebe, und ein freier Raum bildete sich, auf dem ein alter Mann, die Kappe in der Hand, mit langen wehenden weißen Haaren, wie natürlich umherhüpfte. Mit höchst verzwickten Beinstellungen sprang er bald nach rechts, bald nach links, schob dann so schnell ein paar Schritte vorwärts, daß man jeden Augenblick dachte, ihn über seine Beine fallen zu sehen, hielt sich aber taumelnd, drehte sich paarmal im Kreise und hippte wie vorher mit verdrehten Füßen den Weg zurück.

Die Leute rundum jubelten. Sie sahen in dem närrischen Gebahren des Alten nichts anderes als die Wirkung des Weins. „Er hat, er hat!“ schrien die Kinder, das heißt so viel wie, er ist betrunken. Denn die rheinische Sprache, sonst allerwärts derb und faßig, ist in diesem einen Punkt von zarter Rührigkeit, weil Trunkenheit bei feierlicher Gelegenheit nichts weniger als eine Schande ist. Sie kannten ihn alle, den Jakob Duttweiler, der vor diesen Jahren aus dem altpfälzischen Gebiet, aus der Gegend von Heidelberg zugezogen war, und leitend in Oppenheim das Schreinerhandwerk betrieb, ein braver, fleißiger Mann, der dabei aber allezeit zu einem Witz, einem Scherz, einem kleinen harmlosen Anflug aufgelegt war.

So allerdings wie heute hatten sie ihn noch nie gesehen. Aber es war ja Weinsesfest, er hatte eben ein Glas über den Durst getrunken, und daß er die anderen so bereitwillig an seinem Uebermut teilnehmen ließ, dankten sie ihm mit ausgelassenem Gelächter und Beifall. Mit eins aber schob eine alte Frau herzu, drängte sich durch die Menge bis zum Jakob hin und schrie ihm an: „Du steinalter Lausbub, bist du nun ganz verrückt geworden? Gleich kommst du mit nach Hause und schlafst deinen Saff aus!“

Die Menge johlte in gesteigertem Vergnügen. „Der steinalte Lausbub!“ jubelten die Kinder. Der Jakob machte einen ungeheuren Sprung nach rückwärts, als ob er stürzen wollte, was einen neuen Sturm des Gelächters hervorrief. Dann aber hüpfte er der Frau dicht vor den Leib herum und zickte mit funkelnden Augen: „Laß mich in Ruh! Ich hab hier zu tun.“ — „Ja, ja, er hat zu tun, der steinalte Lausbub“, frohlodten die Umstehenden.

Die Frau, jäh erschrocken vor der drohenden Miene ihres Mannes, schlug die Hände vors Gesicht und entfernte sich laut heulend. Die Spanier aber, angewidert von dem für sie unfaßlichen Schauspiel, wandten sich steif wie Puppen und verließen gleichfalls den Platz. Nun konnte der Jakob sein tolles Spiel ungehindert weiter treiben. Und wenn er im Gedränge einen bekannten Bürger sah, taumelte er auf ihn zu, griff ihn ins Wams, drängte ihn ein wenig aus dem Getümmel und stüßte ihm schnell und eindringlich ins Ohr: „Salt dich bereit! Die Schweden kommen. Heut nacht bringen wir alle Röhne von Oppenheim über den Rhein, daß sie übersehen können und den Spaniern an den Hals kommen.“

Nun ja, das kurpfälzische Regiment war keineswegs vorbildlich gewesen. Es hatte genug Hochmut und Willfür des Weils und der Beamten gegeben, viel Steuerdruck und Ungerechtigkeit gegen den gemeinen Mann. Aber es waren doch immer Deutsche gewesen, mit denen man es zu tun gehabt hatte. Die Beamten, wenn auch oft hart und unbillig, waren doch allesamt eß- und trinkfrohe Gesellen gewesen, denen man zu guter Stunde auch einmal auf gut Deutsch die Meinung sagen konnte, ohne daß man gleich gekentt wurde. Den Spaniern konnte man gar nichts sagen, denn sie verstanden kein Wort und wollten auch nicht verstehen. Und der des Landes vertriebene Kurfürst, was war das für ein fröhlicher, lustiger und freigeibiger Herr gewesen! Und seine Gemahlin, die enghändische Königsstochter, war sie nicht die schönste Frau gewesen, die man je gesehen? Nun waren die Schweden im Anmarsch, und ihr König, der Gustav Adolf, evangelisch wie sie selbst, würde ihrem Kurfürsten sein geraubtes Land wiedergeben, und dann würde das Leben wieder seinen alten lieben Gang gehen, hart und beschwerlich war, aber doch auch wieder lustig und pfälzisch und deutsch. Darum vernahmen die Bürger die Kunde von der Annäherung der Schweden mit grimmtiger Freude und waren bereit, alles zu tun, um ihnen den Zugang zur Stadt zu erschweren.

Aber die Spanier waren auch nicht auf den Kopf gefallen. Auch ihnen war es nicht entgangen, daß

die schwedischen Späher schon am Waldbrand am jenseitigen Ufer schwärmten. Und ehe es Abend wurde, riefen Hornstöße die ganze Besatzung an den Rhein, wo sie nun alle Röhne und Nachen der Oppenheimer bis auf das schwächste Dreibord anbohrten und versenkten. Das war ein unvermutet harter Schlag für die Bürger und insbesondere für den Jakob, der die Sache eingefädelt hatte.

Aber ein Pfälzer, zumal wenn er so ein steinalter Lausbub ist wie der Jakob, ist nicht so leicht zu schlagen. Am nächsten Morgen hielt er schon wieder einen närrischen Umgang durch die Stadt, wobei er eine Tür auf dem Rücken trug, die er an seinem Häuschen aus den Angeln gehoben hatte. Das nicht eingeweihte Volk war der Meinung, daß er nur seinen Festkranz noch einmal aufgewärmt hatte, und begleitete ihn wie am Vortag mit beifälligem Gelächter und Gesujhe. Die Spanier gar, die ihn sahen, hielten ihn für ganz und gar verrückt geworden und weigerten ihm jede Teilnahme. Aber die Bescheid mußten, verstanden ihn. Als es dunkel wurde, und die Spanier, fest überzeugt, daß die Schweden nun nicht über den Rhein konnten, zu Bett gegangen waren, schleppten sich die verzweifelten Bürger allesamt mit ausgehobenen Türen, Kellertreppen und sonstigem Bretterwerk an den Rhein. Ein großer Stapel Balken, der dort lag, wurde zu Wasser gebracht, mit dem Bretterwerk überdeckt und mühselig über den Rhein geschafft. Auf diesen Fahrzeugen setzte ein tüchtiger Trupp Schweden über, wurde von den Bürgern durch die Hauspfortchen in die Stadt gelassen und richtete

Als das heilige römische Reich noch von einer Anzahl mehr oder minder begabter Fürsten ausennderregiert wurde, fuhr an einem sonnigen Herbstmorgen der Fürst Herbert II. von Waldbühl-Altdrossingen in seiner Equipage durch das Teitelor des in seinem Sprengel gelegenen Städtchens Neudrossingen und nickte gnädig nach dem Turlein des Wachtlofals hin, wo laut Wachreglement stets ein Stadtsoldat zu präsentieren pflegte. Zu seinem Entsetzen aber bemerkte er, daß die schändliche Ehrenbezeugung diesmal ausblieb und sich kein weinroter Kopf mit Silberknöpfen im Tore zeigte. Da hieß er den Kutsher allsogleich zum Rathaus fahren, wo er dem Herrn Stadtkommandanten die Ohren lang ziehen wolle. Denn allerorts muckerte es bereits revolutionär, wie man es von Frankreich gelernt, und es war gut, gleich mit drakonischen Maßnahmen gegen jede Despektierlichkeit einzuschreiten.

Der beleibte Stadtkommandant hörte sich zerknirscht und erschüttert das hochförmliche Donnerwetter an, das alsbald anhub, nämlich daß der Fürst durchaus an Hochverrat und Verschwörung dachte und bereit war, fremdes Militär „zur Verschmetterung jeglicher Revolte“ aus dem nachbarlichen Herzogtum, dem Regenbrodtischen, herüberzurufen und quasi — „per Blutbad“ zu zeigen, wer der Fürst sei.

Und eine Viertelstunde später brüllte der Stadtkommandant in der Wachtstube die diensthabenden

mit der Beihilfe der Einheimischen unter den über-raschten Spaniern ein furchtbares Blutbad an. Nur wenige entkamen nach Mainz, um die Kunde von dem Unheil dorthin zu bringen.

In Oppenheim herrschte ein paar Tage grenzenloser Jubel, und der Jakob wurde gefeiert wie ein Held und Retter der Stadt. Sogar seine Frau schonte sich mit ihm und seiner vermeintlichen Narrerei aus. Kurz darauf fiel auch Mainz in die Hände der Schweden, und ihr König nahm seinen Sitz dort in der Martinsburg. Als der Jakob dann erfuhr, daß sein Kurfürst ebenfalls in Mainz eingetroffen sei, um aus der Hand des Schwedenkönigs sein Land zurückzunehmen, da litt es ihn nicht mehr zu Hause. Eines Tages in der Frühe wanderte er los und war gegen Mittag in Mainz. Er erkundete bald, daß sein Kurfürst in der „Alten Krone“ am „Brand“ abgestiegen war, spielte sich dorthin und hatte schnell mit einem aus der Dienerschaft eine Verbindung gefunden. Aber was er da hörte, schlug ihn ganz und gar darnieder. Der Kurfürst, erzählte der Diener, sei schwer erkrankt. „Vor Kummer und grimmiger Enttäuschung“, setzte er hinzu. „Denn der Schwedenkönig hat ihm gesagt, er dürfe gar nicht daran, die Pfalz an wen es auch sei herauszugeben. Die befehlete er als Faustpfand, bis das Reich ihm im Friedensschluß mit deutschem Land an der Ostsee entschädigt.“

Der Jakob sagte kein Wort zu dieser Auskunft. Stumm sah er den Rest des Tages auf einer Bank vor der „Alten Krone“. Erst als man ihm zurief, daß der Kurfürst oben auf seinem Zimmer gestorben

# Das Kartenspiel vor dem Gerichtshof

Ein sachverständiges Urteil, berichtet von A. T. Gruelich

Wachtmeister und Soldaten dermaßen an, daß die Nachbarn in Schurzfell und Hausmütze zusammenliefen und einander auslachten, ob es vielleicht Krieg gäbe. „Aufhängen sollte man euch“, schrie der Kommandant, und das hatte er noch nie gesagt.

Die Soldaten entschuldigten sich mit dem Kartenspiel, bei dem sie gerade geessen hätten und weihen den Kommandanten, der sonst wie ein Vater zu ihnen war, in die dramatischen Vorgänge ein, die sich gerade bei der unglückseligen Vorbeifahrt des fürstlichen Wagens abgespielt hatten. Das Spiel hing tatsächlich bis zum Ende vollkommen in der Luft, die Trümpe waren gut verteilt gewesen, nur durch die Unachtsamkeit, durch eistaltes Berechnung und zugleich mit höchstem Wagemut, war es zu gewinnen.

Der Stadtkommandant hörte mit finsterner Miene die Erklärung an, ließ sich noch einmal zeigen, wie die Karten verteilt und was Trumpf gewesen war, setzte sich dann alsbald selbst ans Tischchen, und wenn die Soldaten vorher wegen Hochverrat und Dienstverweigerung an den Galgen gebracht werden sollten, so erhielten sie jetzt eine scharfe Predigt über ihr laudummes Spiel. Eirig erklärte er ihnen, wie das Spiel hätte verlaufen müssen und bewies seine überlegene Kunst, indem er abwechselnd alle vier Parteien ergriff und jedesmal gewann.

„So spielt man, ihr Dajhen“, rief er zufrieden großden. „Aber vors Kriegsgericht kommt ihr doch,

sei, erhob er sich und ging, jammervoll humpelnd und taumelnd, durch die Nacht nach Hause. Wer ihn da am frühen Morgen durch die Gassen von Oppenheim schleichen sah, mußte denken, er sei nun wirklich unsinnig geworden. Er stolperte bei jedem dritten Schritt, dann hüpfte er hochauf und lachte. Aber sofort sank er wieder in sich zusammen und jammerte vor sich hin. Bis zum nächsten Hopper. „Steinalter Lausbub!“ riefen die Buben hinter ihm her. Er hörte es nicht und murmelte nur immer dasselbe in sich hinein: „O, du armes, o, du armes, o, du armes deutsches Land!“

Es stellte sich in der Stadt bald heraus, daß auch die Schweden ganz und gar keine Engel waren. Und die Bürger sagten sich, daß sie mit ihrer Hilfeleistung nur für einen Teufel einen Satan eingetauscht hätten. Der Jakob sagte gar nichts dazu. Er ging seit dieser Zeit wie abwesend durch Gassen und Menschen hindurch. Nur einmal noch raffte er sich zu einer Aeußerung auf. Das war, als des toten Kurfürsten Herz nach Oppenheim als der nächsten pfälzischen Stadt gebracht und im Westchor der Katharinentirche beigelegt wurde. Da fand er mit abgegebener Kappe vor der Kirchentür und sagte mit fester Stimme zu den Umstehenden: „Er war ein dummes Luder, als er nach der böhmischen Krone griff. Aber er war ein deutscher Fürst und war ein guter Mann. Sein Herz bleibt unter uns.“

Er wurde wirklich steinalt. In seinen letzten Jahren sah man ihn eifrig in den Gärten und auf den Feldern vor der Stadt umherstreifen. Und wo beim Graben oder Pflügen Schädel oder Knochen der erschlagenen Spanier zutage kamen, da sammelte er sie und schichtete sie im Weinhäus bei der Katharinentkirche auf, wo sie noch heute zu sehen sind. Und wenn man ihn fragte, warum er das tue, dann sagte er: „Zum Gedächtnis. In Deutschland — nur deutsch!“

# Ewig sind die Sterne

Eine legendäre Skizze von Berthold Blund

Der Polizeirichter, der das Verhör geführt hatte, war zu dem Schluß gekommen, daß er die drei Deutschen aus der Kolonie nicht länger in Haft behalten konnte; ihre Vernehmung hatte keine Anhaltspunkte für ein strafbares Verhalten ergeben. Die grelle Nachmittagssonne schien in den heißen Raum des Amtszimmers, in dem die Männer zum letzten Mal vor dem Beamten standen.

Der ältere, breitshulterige, starke Mann war ein angelegener Bauer der Siedlung. Schon seine Großeltern waren vor achtzig Jahren mit anderen Landsleuten nach Südamerika gekommen. Die Verhaftung hatte ihn zuerst in großen Zorn versetzt, da er Gemeindevorsteher war und unter den Deutschen am Orte einen untadeligen Ruf besaß; in den Tagen des Verhörs, so ärgerlich und aufregend sie anfangs gemessen waren, hatte er seine Ruhe wiedergefunden, weil er sah, daß der Beamte sachlich vorgeing, und ihre Schuldlosigkeit schließlich zutage getreten war. Der große hagere Stellmacher, der immer an seine zahlreichere Familie daheim denken mußte, hatte aber seinen Grimm noch nicht überwunden; er war trotz seiner grauen Haare ein rascher, aufbrausender Geselle und hatte im Verhör oft böse Worte gegen den Richter gebraucht, die dieser jedoch nicht ahndete. Der dritte, ein junger grüblerischer Burche, Sohn des Dorfschmiedes, war, während der Stellmacher in der gemeinsamen Zelle getobt und allen Behörden die Pest an den Hals gewünscht hatte, ruhig geblieben; er glaubte an eine baldige Entlassung. Nun war es so weit.

„Die Angeklündigten“, begann der Beamte, „haben sich als haltlos erwiesen. Sie sind hiermit entlassen und können morgen früh gehen, wenn Sie nicht noch heute trotz der vorgeklärten Stunde fort wollen.“

„Wir wollen wissen“, erwiderte hitzig der Stellmacher, „wem wir diese schändliche Komödie verdanken. Wer war der feige Angeber? Wir verlangen Wiederherstellung unserer Ehre und eine Entschädigung. Sie geben doch nun selber zu, daß wir grundlos verhaftigt wurden!“

Der Richter hob die Hand: „Ich habe nur meine Pflicht getan. Es war eine Anzeige eingegangen, die Sie der Konspiration gegen die Regierung beschuldigte. Nun sich Ihre Schuldlosigkeit ergeben hat, sind Sie frei.“

„Und wer gibt uns die verlorene Zeit wieder?“, brauste der Stellmacher erneut auf. „Ich habe eine Frau und acht Kinder!“

„Sie können eine schriftliche Beschwerde einreichen oder Sie hier gleich zu Protokoll geben“, erwiderte der Beamte kühl. „Ehe der Stellmacher antworten konnte, sagte der Bauer bestimmt: „Wir wollen uns überlegen, was wir tun werden. Eine Beschwerde wird von uns daheim ergehen.“

sonst holt Ihre Durchlaucht fremdes Militär ins Land und läßt uns alle aufhängen. Doch seid unbesorgt und merkt euch, wie das Spiel geendeten hat.“

Das hohe Gericht, bestehend aus einigen militärischen und einigen Perlonen der Stadtregierung, tagte denn auch binnen vierundzwanzig Stunden im Rathaus, und auf dem Armenüberbänken saßen der Wachtmeister und seine drei Wachtjungen. Der Fall war ja einfaß, militärische Insubordination gegenüber dem Landesherren lag unzweifelhaft vor, zehn Jahre Festungshaft standen darauf, und die armen Kerle mußten froh sein, daß die fürstlicherseits geforderte Anklage wegen Hochverrats fallen gelassen wurde.

Hier nun mischte sich der Kommandant, der dem Fürsten ohnehin nicht grün war, in die Verhandlung ein und forderte, man möge zur Erlangung mildernder Umstände das fragliche Kartenspiel einmal vorführen lassen, und weil man ohnehin nur kurz beraten hatte, wurde den Soldaten die Vergünstigung gewährt, und so spielten sie alsbald vor den Schranken des hohen Gerichts auf dem Tisch des Gerichtsprotokollanten ihren Vierter.

Die Verurden und Dreispitze beugten sich weit vor, der Präsident selbst stellte sich hinter den Wachtmeister, und noch ehe das Spiel seinen Höhepunkt erreicht hatte, fiel er ein und rief: „Sie Rindvieh, jetzt müssen Sie doch den Schellenober ausgeben und das Banner in der Hinterhand behalten.“

„Unsinn“, erwiderte der General der fürstlichen Streitkräfte. „So lange er noch Eichel hat, soll er sie ruhig schmieren oder meinewegen mit den Rosen fegen.“

Gesunde Zähne - gesunder Körper!

**Chlorodont**

wirkt abends am besten

„Herr General“, erwiderte der Präsident. „Als Privatmann und Stammisshollege möchte ich Ihren Irrtum zurückweisen, sehen Sie...“

Er riß dem Wachtmeister die Karten aus der Hand und spielte mit den drei Soldaten weiter, aber der goldbetretene General nahm mit einem teuflischen Lächeln die Karten des Gegners und machte Stuch um Stuch. Was Wunder, daß nunmehr auch der Beisitzende Ratsherr und der Stadtkommandant sich herzuwagten und das Spiel alsbald von vorn begonnen wurde, während nunmehr die Soldaten kitzelten und ab und zu meinten, so hätten sie es auch gemacht, aber dies oder jenes wäre nach ihrer Meinung falsch.

Kurz, es wurde ein heftiges Spiel geschmettert und so lange fortgeführt, bis die Abendsonne schräg durchs Fenster hineinschien und man sich seines Amtes wieder bewußt ward. Unlustig begaben sich die Herren wieder auf die Plätze, und eben wollten sie die Aktendeckel schließen, als der Stadtkommandant das Wort verlangte und alsbald folgende kurze Verteidigungsrede hielt: „Verehrte Herren! Eben haben Sie erlebt, daß selbst ihr hohen Amts- und Militärpersonen, statt unierer Pflicht obzuliegen, fünf drei Stunden lang Karten gespielt haben. Wieviel mehr ist es zu verzeihen, wenn wir Stadtsoldaten, die den ganzen Tag nichts als herumzufragen haben, einmal einen Augenblick lang ihre Pflicht vergessen. Ich bitte daher, Gnade walten zu lassen...“

Da wiegten die hohen Herren ihre Puderköpfe, die Degen kitzelten, und unter dröhnendem Gelächter wurde die Begründung verkündet; allerdings wurde die Warnung hinzugefügt, in der Wachtstube sich künftig des Kartenspiels zu enthalten.

Er hat recht

„Na, wer kann mir sagen, was es vor fünfzig Jahren noch nicht gegeben hat?“

„Flugzeug“ — „Elektrisches Licht“ — „Telegraph“ — „Telephon“ — „Automobil“.

„Na, Krause, weißt du auch noch was?“

„Ja, meinen kleinen Bruder und mich, Herr Lehrer!“

Dann gingen sie still und in Frieden weiter.

# Werkarzt Nr. 3

Ein Roman von Liebe, Medizin und Eifersucht / Von W. Klopffer

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W. 35

28

Er wird sehr ärgerlich sein, wenn er hört, daß wir Holl nicht zu halten vermochten. Ich habe mir sofort Gedanken gemacht, ob Holls Entschluß nicht mit dir zusammenhängt, und es scheint tatsächlich so zu sein. Stimmt es?"

Marie schnellte den gesenkten Kopf in die Höhe und sagte rasch: „Natürlich, das stimmt, Onkel Brettschneider!"

„Das ist eine böse Geschichte, mein Kind. Was ist denn vorgefallen?"

„Dein Doktor Holl mag als Arzt so tüchtig sein, wie er will. Mir gegenüber hat er sich ganz unglücklich benommen. Du wirst verstehen, wenn ich nicht gern davon spreche."

Brettschneider seufzte.

„Gott, was seid ihr jungen Leute schwierig! Erst macht ihr ein Wortsgeißel von eurer Liebe, und dann ist auf einmal alles so gründlich verfahren, daß mir mein bester Mann davonläuft. Welche einmal Gewissensforschung. Bist du nicht auch selbst ein bißchen daran schuld? Du kannst zumeist sehr temperamentvoll sein, Liane. Läßt sich denn diese Enttäuschung nicht wieder einrenken?"

„Einrenken?" lachte Marie höhnisch. „Ich bedanke mich dafür! Dazu ist mir dein vielgerühmter Doktor Holl denn doch zu unsauber."

„Was sind das für Ausdrücke? Da muß ich Holl schon in Schutz nehmen. Holl mag sein, wie er will, aber unehrenhaft handelt er nicht. Das meinst du doch? Ich verstehe mich ein wenig auf Menschen, liebe Liane."

„So? Dann will ich dir Menschenkenner meine persönliche Erfahrung nicht länger vor-enthalten", spottete Marie. „Wie findest du das, wenn ein Herr eine Dame, mit der er so gut wie verlobt ist, hinterrücks mit einem anderen Mädchen betrügt?"

„Schuffig! Aber das kann doch auf den Kollegen Holl nicht zutreffen. Der hat, wie ich ihn kenne, überhaupt keine Frauen im Kopf. Der ist viel zu ernst und zu gediegen für so etwas", verteidigte Brettschneider voll Ueberzeugung.

„Dann tue mir den Gefallen und höre zu." Marie war so empört, daß sie alle Scham überwand und dem Professor den Ablauf der Geschichte von A bis Z berichtete; den Fall Scheuerl, das Auftauchen des Mädchens Anna Schwiebus und endlich jene Episode im Krankenhaus, die ihren Stolz aufs tiefste verletzt hatte. Marie brachte diese Geschichte nur stotternd heraus, und ihre Augen funkelten vor Erregung. Als alles vorbei war, schweig sie finster.

„Schwiebus sagst du? Anna Schwiebus? Wann war denn dieser Zwischenfall eigentlich? Das würde mich doch interessieren", murmelte Brettschneider und bearbeitete seinen Bart.

„Das kann ich dir ganz genau sagen, denn so etwas vergißt man nicht. Das war am letzten Dienstag gegen fünf Uhr. Noch ein Datum gefällig?"

Der Professor ließ den Patriarchenbart fahren und wettete los: „Liane, jetzt geht mir ein Licht auf! Na so was! Mädchen, hier waltet ein großes Mißverständnis, und du bist ein eiferfüchtiges dummes Schaf. Von einem alten Herrn kannst du das ruhig annehmen. Du hast ja auch noch andere Fehler, aber die wollen wir auf sich beruhen lassen. So, und nun spiz mal deine hübschen kleinen Ohren. Im Fall Scheuerl, um gleich am Anfang zu beginnen, hat Holl durchaus korrekt gehandelt, und du hast dich wie eine unvernünftige Gans betragen. Daß dir nach dem Erlebnis bei Frau Tufan Gewissensbisse gekommen sind, läßt mich einiges für dich hoffen. Aber was nachher war, das ist so ziemlich das verrückteste Mißverständnis, das die Weltgeschichte je erlebt hat." Hier legte Brettschneider eine Pause ein, teils aus rednerischen Gründen, teils aus Mangel an Atem. Marie stand klein und verwirrt da, zog ein gekränktes Mäulchen und fand, daß in dieser Rede etwas viel Deutlichkeit war. Brettschneider, der jetzt wieder gut bei Luft war, fuhr fort:

„Das mit der Anna Schwiebus ist goldig! Weißt du, weshalb sie bei Holl war? Nicht eines Schäferstündchens halber — das möchte ich mir auch schönstens verbeten haben, denn wir haben ein Krankenhaus drüben und keinen Kokospavillon — sondern wegen einer Blutentnahme, die Holl zu seinen Versuchen brauchte. Das weiß ich zufällig ganz genau. Und du wirst gütigst einräumen, daß man die Bluse ausziehen muß, so man in den Arm gepiekt wird. So viel über diesen katastrophalen Irrtum, der mich einen Mann wie Doktor Holl kostet. Dieses Mißverständnis entschuldigt aber nur teilweise. Denn ein Mädchen mit ein bißchen Verstand geht den Dingen auf den Grund, spricht sich aus und schreibt nicht gleich Brandbriefe. Meine liebe Liane, da hast du dir eine schöne Suppe eingebrockt — mit deiner Liebe scheint es überhaupt ein bißchen zu hapern. Wenn man jemand lieb hat, muß man doch auch Vertrauen zu ihm haben. Oder nicht?" schloß er etwas milder seine Rede.

In Marie entstand während dieses Sturzbaches von Worten ein wilder Wirbel von Gefühlen: Verblüffung, Schrecken, Fabel, Reue, Angst. Die Fugeln nun in ihr durcheinander und machten sie hilflos und ungeschickt zu jeder Entschuldigung. Schließlich weinte sie sogar. Nicht laut und nicht stöhnend, sondern mehr nach innen.

„Ach, Onkel Brettschneider, was habe ich da angezettelt!" war alles, was sie herausbrachte.

„Heule nicht. Vom Heulen wird es nicht anders. Zerbrich dir lieber den Kopf, wie du das antun kannst. Holl ist drüben im Krankenhaus. Der arme Mensch sieht auch nicht zum

besten aus; so einen verbitterten Zug unter der Nase, Mädchen, das kenne ich. Kunststück, nach deinem Theater! Geh rüber, mach schön „Bitte, bitte!" und laß endlich mal diese Schwiebus aus dem Spiel. Ist doch alles ganz harmlos mit der. Muß ich auf meine alten Tage noch so'n zerbrochenes Liebesidyll zusammenleimen! Wenn Holl dir deinen Brief um die Ohren schlägt, weiß Gott, ich könnte es ihm nicht verdenken. Versuchen kannst du es ja."

Professor Brettschneider war sonst der beste Mensch, aber heute führte er eine ziemlich kräftige Sprache, mit zackigen Bildern durchsetzt, um das Mädchen tüchtig aufzurütteln.

„Ich schäme mich", flüsterte Marie und streichelte den Armel des alten Mannes.

„Schämen kannst du später besorgen. Jetzt mußt du vor allem einmal ran an den Speck, da hilft nichts. Du hast Holl verkrümpelt, hütele ihn gefälligst auch wieder aus. Ob der Schaden noch zu reparieren ist, weiß ich nicht. So einer ist kein Hampelmann; wenn du ihn dir verscherzt hast, soll es mir leid tun. Guten Tag, Liane!"

Als der Professor sich entfernt hatte, schlüpfte Marie voll Kummer in ihre Jacke, puderte ein wenig die rote Nasenpitze und setzte ihr modisches Hüthen auf. Dann ging sie rasch zum Krankenhaus hinüber und war ein bißchen blind und schußlig vor Aufregung. Der erste Mensch, der ihr in den Weg lief, war Dr. Ristenmacher.

„Ich muß sofort Doktor Holl sprechen, hastete sie. Das Unglücklichsein sah ihr aus den Augen. Die zwei können einen wahrhaft schwachen, dachte Ristenmacher und zauberte ein bedauerndes Lächeln zutage.

„Kollege Holl ist leider vor zehn Minuten weggegangen. Wohin, weiß ich nicht. Er ist seit einiger Zeit, wie soll ich sagen, ein bißchen komisch. Er hatte einen Koffer bei sich und warf mir von fern nur ein paar unverständliche Worte zu, die nach Verabschiedung klangen."

„Sehen wir in seinem Zimmer nach."

„Gern, Fräulein Hegemann!"

Das Zimmer war leer. Alle Kästen und Schubladen waren ausgeräumt.

„Das sieht nicht aus, als ob er wiederkommen wollte", meinte Dr. Ristenmacher bestürzt. „Vielleicht weiß der Herr Professor Näheres?"

„Kennen Sie Holls Wohnung? Er hat doch seine Familie hier."

„Natürlich, die kenne ich. Warten Sie, ich schreibe Ihnen die Anschrift auf. Kann ich sonst noch etwas für Sie tun?"

„Nein, danke! Wiedersehen, Doktor Ristenmacher!"

Marie ging mit dumpfem Kopf zum Pförtner und rief die Villa an. Sie käme heute nicht zum Essen, sie müßte Dringendes erledigen. Dann ließ sie ein Taxi kommen und fuhr nach Giesing, Schmale Gassen, Vorstadt, sehr niedrige oder sehr hohe Häuser. Ein finsterner Hauchflur und wilde Gerüche im Stiegenhaus; halb ausgebrannte Birnen, die das Tageslicht erfehen mußten; Kindergetreisch und Weibergezänk. So also wohnt Georg, mußte Marie denken, als sie an einer der vielen Türen klingelte. Mitleid beschlich sie.

Hinter dieser Tür war es auffallend sauber, auch hell und freundlich. Zwei Kleiderkästen standen im Korridor. Die alte Frau, die ihr geöffnet hatte, wunderte sich nicht einmal über die fremde junge Dame, denn sie vermutete eine neue Kundin in ihr. Das Wundern begann erst, als Marie sich vorstellte und nach Dr. Georg Holl fragte. Mutter Holl entsann sich, daß Georg ihr von diesem Fräulein Hegemann erzählt hatte, wenig zwar und vor geraumer Zeit, aber mit großer Begeisterung. Somit war sie leidlich im Bilde.

„Wollen Sie nicht eintreten, Fräulein?"

„Wenn Sie erlauben."

Marie wurde in eine bescheidene Stube geführt, wo eine Nähmaschine stand und ein eiserner Ofen mit spakigen Füßen. An der Wand verbläute Lichtbilder in Laubsjägerarmen, ein Kanarienkäfig und eine Rundschuhr.

„Sie wollen meinen Aeltesten sprechen?"

„Ja. Es ist dringend", sagte Marie befangen.

„Ich kann Ihnen leider keine Auskunft geben, wo er steckt. Aber nehmen Sie doch Platz. Ist er denn nicht im Krankenhaus?"

„Nein", erwiderte Marie leise und war den Tränen nahe.

„Ist etwas geschehen?" fragte die alte Frau besorgt.

„Geschehen? Nein. Wenigstens nicht in dem Sinn, wie Sie es meinen. Es betrifft mich und ihn", stotterte Marie.

„Vielleicht können Sie mir sagen, um was es sich handelt", ermunterte die alte Frau. Sie war klein und schwächlich, und niemand traute ihr solche Prügelkerle von Söhnen zu. Sie hatte wegen des Feiertags ihr gutes Hauskleid an und besaß eine geschickt zupackende Art, an die Dinge heranzukommen. Sie verbreitete Zutrauen und Mütterlichkeit um sich.

Marie trakte ihren ganzen Mut zusammen und leerte ihr volles Herz aus.

„Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt ist, wie ich zu Georg stehe? Wir haben uns auf der Reise kennen gelernt. Erst war alles gut und schön, und wir hatten uns schrecklich gern. Und dann kam auf einmal etwas dazwischen, eine Kleinigkeit nur, und die gegenseitigen Mißverständnisse rissen nicht mehr ab. Na und jetzt sind wir eben ganz auseinander, und daran bin ich schuld, weil ich Georg so einen dummen Brief geschrieben habe. Dieser Brief beruhete

aber auf einem Irrtum, wie ich vorhin erfahren habe, und ich möchte das jetzt aufklären und gutmachen. Vielleicht kann mir Georg vergeben. Es ist sehr wichtig, daß ich ihn treffe."

„Beruhigen Sie sich nur! Sie sind ja ganz aufgeregt!" beschwichtigte Frau Holl und tätschelte ihrem Besuch die Hand.

„Das zwischen mir und Georg ist richtig vertrieben, kann ich Ihnen sagen. Denken Sie nur, er hat meinetwegen seine Stellung aufgegeben!"

„Den Berarztposten, von dem er mir immer vorwärts war?"

„Ja, den. Er ist mit seinem Koffer fort, und niemand weiß, wohin. Ich habe so Angst. Wenn er sich nun etwas antut?" fragte Marie.

„Das schlagen Sie sich getrost aus dem Kopf, Fräulein Hegemann. Meine Buben sind so erzogen, daß sie nicht gleich den Verstand verlieren, wenn ihnen einmal etwas verquer geht. Aber wegen seiner Entlassung mache ich mir Sorge. Er war so froh um diesen Unterschlupf, und nun ist er wieder ohne Stellung. Was hat denn in dem Brief so Furchtbares gestanden?"

„Nicht viel. Aber ich habe ihm abgeschrieben."

„So, so! Das ist allerdings schlimm. Georg ist in solchen Dingen sehr feinfühlig. Das mit diesem Brief, fürchte ich, wird sich schwer ins Gleis bringen lassen", sagte Frau Holl bekümmert.

Marie ließ den Kopf hängen, und eine Träne schlich sich über die rechte Wange.

„Haben Sie ihn denn so gern?" fragte die alte Frau behutsam.

„Schrecklich! Auch damals noch, als ich den Brief schrieb. Das kommt mir erst jetzt zum Bewußtsein. Ich habe nie aufgehört, ihn zu lieben. Ach!"

„Na, nun lassen Sie es so sein. Es wird schon wieder recht werden. Wollen Sie ein paar frühere Aufnahmen von Georg sehen?" Frau Holl ging an die Kommode und holte ein altmodisches Album herbei, das sich als wahre Fundgrube entpuppte. Da gab es einen ganz winzigen, runden Georg Holl, der mit dem Hinterteil nach oben auf einem Eisbärfell lag; dann einen aufgeschossenen Knaben, der mit zu kurzen Ärmeln an einem vergoldeten Stühlchen lehnt; weiter einen Abiturienten Holl unter einem Haufen maagergesichtiger junger Leute, die feierliche Gebrüde trugen. Auch ein Bergsteiger Holl war da mit einem imposanten Seil um die Brust. Kurz, eine Menge Bilder, die ein heulbereites Mädchen von ihrem Schmerz ein wenig ablenkten. Die in Blüsch gebundene Chronik endete mit einem außergewöhnlich gut

gemachten Herrn in Badehose, der nach einem unsichtbaren Punchingball schlug. . .

„Wollen Sie eins? Ich habe sie doppelt."

„Oh!"

„Welches denn?"

Marie entschied sich ohne Besinnen für das Eisbärfell. Während Frau Holl ihr das Bildchen in Seidenpapier wickelte, beriet Marie:

„Georg hat auf dem Gebiet der Blutforschung eine große Entdeckung gemacht, wie ich vorhin erfahren habe. Unser Professor meint, er habe eine glänzende Laufbahn vor sich. Sie brauchen sich also über diesen Punkt nicht länger den Kopf zu zerbrechen, Frau Holl."

„Ist ihm seine Lieblingsarbeit endlich ge- glückt? Das freut mich aber! Ich bin eine einfache Frau und verstehe ja nichts von diesen Dingen. Aber das weiß ich: Georg ist tüchtig. Man hat sich schon als Bub auf ihn verlassen können", erklärte Frau Holl voll Mutterwitz.

Marie steckte das Bild in ihr Täschchen und seufzte:

„Wenn ich nur wüßte, wo er ist. Glauben Sie, daß er zu Ihnen kommt?"

„Natürlich, Fräulein Hegemann! Wo soll er denn sonst hin mit seinem Koffer? Er wird sich unterwegs aufgehoben haben. Vielleicht ist er irgendwo zu Mittag."

„Nicht wahr, Sie benachrichtigen mich so gleich, wenn er kommt oder wenn Sie etwas von ihm hören? Hier ist meine Telefonnummer."

„Ja, Fräulein Hegemann."

„Kennen Sie zufällig eine gewisse Anna Schwiebus?"

„Sehr gut. Die hat bei uns mal im Haus gewohnt. Ein armes, braves Ding, die Anna. Sie hat jetzt einen Zeitungsstand und muß sich kümmerlich durchschlagen."

„Könnte ich ihre Adresse haben?" fragte Marie, die plötzlich einen neuen Einfall hatte.

„Sie wohnt gar nicht weit von Ihrer Fabrik. Ich schreibe Ihnen Straße und Hausnummer auf."

Marie bedankte sich und hatte es auf einmal furchtbar eilig, wegzukommen. Sie schückte das Mittagessen vor. Vor dem Aufbruch fingen ihre Blicke noch einmal die ganz Stube ein; es war ihr, als nähme sie ein Stück des Geliebten mit sich fort. Sie nannte dem Chauffeur, der vor dem Hause wartete, Annas Adresse. Der Mann deutete stumm mit seinem Daumen auf den Taxameter, der eine beträchtliche Summe anzeigte.

(Fortsetzung folgt).

Ein treues Vaterherz hat aufgehört zu schlagen!  
Am 12. September verschied plötzlich durch Unfall, fern von seiner Heimat, für Volk und Vaterland, mein lieber, guter Mann, unser guter Vater, Sohn, Bruder, Schwieger- sohn, Schwager und Onkel, der  
**Lokomotivheizer - Anwärter**  
**Roman Tluczykont**  
im Alter von 39 Jahren.  
In tiefstem Schmerz  
Anny Tluczykont, geb. Przybilla, als Gattin  
Waldemar, Irene, als Kinder  
Gleiwitz, den 18. September 1939.

**Kleine Anzeigen**  
im „D. S. Wanderer“ helfen von heute auf morgen! Heute bringen ob- sendende Sie uns Ihren Text für eine „Klein-An- zeige“ und morgen wissen es über 42 000 Lesefam- lien, was Ihre Wünsche sind. Das ist wahrlich erlaunlich; eine solche Leistung vollbringt unsere „Kleine aber nur, weil sie bei einem lächerlich geringen Preis mit den geringsten Verwal- tungsstellen be- fahet ist.

**Eheringe**  
**K. Bodenstedt, Juwelier**  
Gleiwitz, Wilhelmstraße 22  
**Reisensammelstelle**  
Auf Grund der Anordnung Nr. 51 der Reichsstelle für Rausschutz und Arbeit (Ablieferung und Bezugsregelung für Fahrgang-Kaufschul-Berei- fahrung) vom 11. 9. 1939 ist für den Stadtkreis Gleiwitz als  
**Reisensammelstelle**  
die Firma:  
**Reisen-Müller, Rendorfer Straße 7,** bestimmt worden.  
Wegen Ausgabe der Reisensarten ergeht noch besondere Anweisung.  
Gleiwitz, am 18. September 1939.  
**Der Oberbürgermeister, Wirtschaftsamts.**

**Schlüter**  
**VOLLKORN BROT**  
Delikat im Geschmack, bekömmlich und von großem Nährwert. Dabei so billig, jeder kann es kaufen.  
Zu haben in den nachstehend aufgeführten Bäckereien und allen durch Plakate gekennzeichneten Geschäften:

**Postlagernd**  
In vielen Fällen wird bei Zustellung auf Grund der im „D. S. Wanderer“ veröffentlichten Anzeigen Antwo- „Postlagernd“ ge- wünscht. Bei der großen Zahl von Briefen, die den Aufgebern der Kleinen Anzeigen gegeben, ist es diesen nicht immer möglich, alle Zu- schriften sofort bzw. an einem Tage zu beant- worten. Es kann also oft einige Tage dauern, bis d. gewünschte An- wort gegeben wird. Darum ist in sol- chen Fällen wie- derholte Nachtra- ge beim Postamt er- forderlich

**Bekanntmachung**  
Eine Beschränkung in der Auf- nahme von Privatpersonen in das städtische Krankenhaus, Gleiwitz, Friedrichstraße 29, besteht ab sofort nicht mehr.  
Gleiwitz, den 16. September 1939.  
Das städtische Krankenhaus.  
**Bezugscheine für Lebensmittel**  
Das Provinzial-Ernährungsamt B teilt mit, daß entgegen der gesetzlichen Regelung Speisequart zunächst in- sofern aus der Abgangsbeurteilung herausgenommen wird, als der Einzelhandel berechtigt ist, Speise- quart im handelsüblichen Umfang gegen die entsprechenden Bezugs- abschnitte zu verkaufen.  
Zur Klärung von Zweifelsfragen wird darauf hingewiesen, daß Suspendierung und ähnliche Lebens- mittel nicht unter die Bezugscheine- pflicht fallen. Dabei ist es selbst- verständlich, daß die Abgabe solcher Lebensmittel vom Einzelhändler an den Verbraucher nur in normalen Grenzen für den Tagesbedarf er- folgt. Rüböl und sonstige Feig- waren fallen unter die Bezugscheine- pflicht.  
Cofel D. S., den 13. September 1939.  
Der Landrat,  
Ernährungsamt Abteilung B.

**Gleiwitz:**  
Heinrich Barton, Grünwaldstraße 1  
Franz Bielski, Witowskistr.  
Rochus Borosch, Paul-Keller-Straße 2  
Alfons Dziendziol, Leipziger Straße 27  
Ernst Hindemith, Moltkestraße 11  
Hermann Janocha, Bergwerkstraße 42  
Georg Kozol, Hüttenstr. 10  
Oskar Kynast, Piarrstr. 3  
Heinrich Langer, Neuweltstraße 33  
Franz Lindner, Raudener Straße 77  
Paul Loske, Wilhelmstr. 32  
Johann Polotzek, Nikolaistraße 13 a  
Johann Rzepka, Bergwerkstraße 38,  
Paul, Scheitza, Gleiwitz- Petersdorf, Welczstr. 10  
Joseph Schymalla, Teuchertstraße 27  
Franz Smarslik, Bahnhofstraße 7  
Rudolf Titze, August-Kilb-Straße 20  
Konrad Wojtek, Nendorfer Straße 3  
Th. Zawatzki, Johannisstraße

**Hindenburg:**  
August Bartoschek, Kunzendorfer Straße 39  
Wenzel Dudella, Schechepplatz 5  
Erich Fieber, Finkenweg 39  
Ernst Gawol, Gustlofstr. 10  
Paul Geppert, Heinrichstraße 15  
Max Herm, Hdbz.-Nordost, Beuthens Straße 11  
Hindenburg Honigkuchen- fabrik  
„Silesia“, Telgwarenfabrik  
Ernst Binus, Saarländstr. 12  
Klara Ilessek, Kleiststr. 9  
Erwin Kowohl, Glückaufstraße 16  
Josef Mandolla, Kronprinzenstraße 21  
Heinrich Nitka, Dorotheensstraße 34  
Paul Poremba, Kronprinzenstr. 319  
Adalbert Riegel, Kampfbahn-Allee 75  
Georg Schablitzki, Bülowstraße 10  
Georg Stehr, Barbarastr. 10  
u. Kronprinzenstr. 267  
Georg Weiß, Kronprinzen- str. 164 u. Seydewitzstr. 6  
B. Dziambor, Laurahütter Straße 2  
**Laband**  
Kurt Heinze, Peiskretschamer Straße  
Jos Grabiniski, Hüttenstr. 8  
**Peiskretscham**  
Rob. Pietzka, Bahnhofstr. 10  
Ad. Rudek, Erlenstr.

**Ingenieurschule Jäger**  
Elektrotechnik Masch., Auto- u. Flugzeugbau  
Große Laboratorien  
Lehrfabrik f. Praktikanten